

Bedeutung:

GASTSCHÄLCHEN

Es ist selbstverständlich,
dass du mein Gast bist

GENUSSCHÄLCHEN

Du, als mein Gast, sollst
dich bei mir wohlfühlen

SCHWERTSCHÄLCHEN

Du, als mein Gast, stehst
unter meinem ganz
persönlichen Schutz

von S+S formuliert z.B.

Hallo, trink mit

Mach's dir bequem

kei Angscht, ich ha
starchi Muskle



Den Fremden als Gast aufnehmen von Salim Alafenisch:

Wenn jemand in der Wüste unterwegs ist und bei den Beduinen vorbeikommt, lädt dieser ihn in sein Zelt ein. Er giesst ihm Tee in ein Schälchen. Dieses erste Schälchen wird das ‚Gast-Schälchen‘ genannt und steht für die Selbstverständlichkeit der Gastfreundschaft. Sie ist Pflicht und auch eine Frage der Ehre. Alle sind willkommen. Wer immer durch die Wüste unterwegs ist, wird weder nach seinem Namen noch nach seinem Ziel befragt und als Gast aufgenommen, selbst Verfolgte und Fremde.

Der Fremde bekommt auch noch ein zweites Schälchen Tee. Dieses wird ‚Genuss-Schälchen‘ genannt: Der Gast soll sich wohlfühlen. Er wird bewirtet. Es soll ihm gut gehen. Gäste bekommen das Beste, was die Gastgeber bieten können. Salz, Fleisch, ein gutes Lager, ein freundliches Wort.

Schliesslich bekommt der Vorbeikommende auch noch ein drittes Schälchen mit Tee. Das ist das ‚Schwert-Schälchen‘. Der Gast steht jetzt unter dem persönlichen Schutz des Gastgebers und wird nötigenfalls mit dem Schwert verteidigt.



Die Heilige Wiborada - Kurzbiografie

Wiboradas Kindheit

Nördlich vom heutigen Kanton Thurgau wird im 10. Jahrhundert einer wohlhabenden Adelsfamilie ein Mädchen geboren. ‚Dieses Kind soll einen besonderen Namen tragen. Es hat eine besondere Ausstrahlung, sein Blick scheint Menschen durchdringen zu können,‘ sagen die Eltern zueinander. So wird das Kind auf den Namen WIBORADA / Wiber-Rat, getauft. Ahnen die Eltern gar schon von der noch verborgenen Fähigkeit, die später ihre Tochter auszeichnet: Für Ratsuchende da sein können, ihnen zuhören, sie betend und beratend begleiten.

Wiborada wächst wohlbehütet auf. Sie ist wissensdurstig. Sie besucht werktags, alleine und barfuss, die Heilige Eucharistie, obwohl der Weg zur Kirche annähernd 2 Kilometer weit und ausgesprochen stutzig ist. Sie will sein, wie die Kinder der Bauernfamilien. Sie hört aufmerksam auf die lateinischen Texte. Schon bald kann sie ganze Sätze auswendig und weiss sie zu übersetzen.

Als ihr Bruder Hitto im Kloster St. Gallen die Ausbildung abgeschlossen hat, bittet sie ihn, ihr die ersten 50 Psalmen langsam vorzusagen, dass sie diese aufschreiben und lernen kann. Die weiteren 100 lernt sie ohne die Hilfe des Bruders auswendig. Auf diese Weise findet Wiborada den Zugang zu weiteren biblischen Texten.

Wiborada ‚erprobt den Ausstieg‘

An den Sonntagen und den grossen Festen (Weihnachten, Ostern, Pfingsten) reitet die ganze Familie, in kostbaren Kleidern und dazu passendem Schmuck auf den frischgestriegelten Pferden zu den gottesdienstlichen Feiern ins Dorf. Sie wird von der ganzen Dienerschaft in respektvollem Abstand begleitet.

Bewundernde Blicke folgen der Familie. Die jungen Männer anderer Adelsfamilien können die Augen kaum von Wiborada lassen.– Die Eltern freuen sich. ‚Du wirst sehen‘, flüstert Wiboradas Mutter

ihrem Mann zu, ‚unsere Wiborada wird bald von einem einflussreichen Prinzen geheiratet!‘ Ihre Ausstrahlung zieht aber auch Kinder, Männer und Frauen jeden Alters und verschiedener gesellschaftlicher Zugehörigkeit in Bann.

Wiborada liebt einerseits das Leben auf der Burg, andererseits spürt sie in sich den Wunsch nach grosser Einfachheit. Nach einer Einfachheit des Herzens, die sie frei machen kann für eine Aufgabe, die sie erahnt, aber noch nicht in Worte fassen und umzusetzen vermag.



Folgende Begebenheit kann als ein Versuch gedeutet werden, etwas zu durchbrechen, das ihr den Weg, die Sicht in die Zukunft verwehrt:

An einem Sonntag, auf dem Weg zur Kirche, bekommt Wiborada rasende Kopfschmerzen. Sie hält ihr Pferd unvermittelt an, lässt sich aus dem Sattel gleiten und setzt sich auf die Erde. Sie reisst die kunstvoll gebundene Frisur auseinander und nimmt die Goldklammern vom Kleid, die ihren Körper einengen. ‚Endlich kann ich frei atmen!‘ – Als die Eltern entdecken, dass sie zurückbleibt, reitet die Mutter zurück. ‚Wiborada, was soll das?‘ ‚Mach Dir keine Sorgen, ich folge Euch gleich!‘ Wiborada geht zu Fuss, neben dem Pferd weiter. – Ab diesem Tag sieht man sie nicht mehr auf einem Pferd reiten oder in einer Kutsche fahren. Die Festtagskleider und den Goldschmuck lässt Wiborada in einer Truhe verschwinden.

Hitto, der Bruder von Wiborada, ist Burgpriester. Er hat – wie Wiborada – ein grosses Herz für Arme, Kranke, leidende Menschen. Wo immer er Notleidende entdeckt, bringt er sie mit auf die Burg. Wiborada pflegt und umsorgt sie, gibt ihnen zu Essen, Kleider, hört ihnen zu, steht ihnen mit Rat und Tat zur Seite.

Wiborada pilgert nach Rom

Wiborada spürt, dass ihre Zukunft anders aussehen muss. Dank ihrer Hartnäckigkeit pilgert Hitto mit ihr nach Rom. Die Pilgerreise ist strapaziös. Die beiden wählen den Weg nach Chur, über den Lukmanierpass. Der Weg nach Rom dauert zwischen 40 und 50 Tage. Ebenso lange ist der Rückweg. Sie sind Regen, Schnee, Kälte, Wärme, tagelangen Wanderungen über Stock und Stein, auflauernden Räuberbanden, unberechenbaren Tieren... ausgesetzt. Wiborada gibt nicht auf! Sie hofft so sehr, dass sie im stillen Gebet an den heiligen Stätten in Rom Rat für ihre Zukunft findet.

In Rom erwartet Wiborada eine erste Enttäuschung. Das Papsttum, so erfahren die beiden, ist zum Spielball des römischen Adels geworden.

Nichtsdestotrotz, verfolgen sie ihr Ziel:

- Beten an den Gräbern der Apostel Petrus und Paulus
- Besuch der 7 grossen Pilgerkirchen an einem einzigen Tag. Der Weg ist über 20 Kilometer lang. Er beginnt mit der Feier der heiligen Eucharistie im Petersdom und endet in der Kirche Santa Maria Maggiore.

Wiborada kann nach diesen Tagen in Rom ihrem Bruder Hitto raten: ‚Das bequeme Priesterleben auf der Burg ist doch nichts für dich. Das fordert dich zu wenig heraus! Warum gehst du nicht zurück ins Galluskloster?‘ Hitto ist über diesen Rat von seiner Schwester sehr



froh. Damit bestärkt sie ihn in seinem Wunsch, im Galluskloster seine Fähigkeiten und Kräfte als Mönch einzusetzen. Kurz nach der Heimkehr aus Rom tritt er ins Kloster ein.

Und Wiborada selber? Hat sie beim Beten in Rom, beim Nachdenken auf der langen Pilgerreise für sich, auf ihre Fragen eine Antwort gefunden?

Nein! Wiboradas zweite Enttäuschung von dieser Pilgerreise! Sie muss weitersuchen.

Zwischen Burgherrin und Entsagung

Wiboradas Eltern sterben. Sie erfüllt ihre Pflichten als Burgherrin. Sie steht dem grossen Gutsbetrieb souverän vor. Sie empfängt Gäste; hält Hilfesuchenden die Türe offen; den Knechten und Mägden ist sie eine verantwortungsvolle ‚Meisterin‘. Die beiden Dienerinnen, Kebeni und Bertherada, stehen ihr besonders nahe. Sie sehen und verstehen das Doppelleben, das Wiborada führt: Einerseits ist sie die reiche Gutsherrin, andererseits gönnt sie sich nur das allernötigste und lebt wie eine Klosterfrau. Sie legt sich statt in ihr fürstlich hergerichteten Bett auf einer rauhen Decke auf den Boden. Ein Stein dient ihr als Kopfkissen. Sie gönnt sich nur wenig Schlaf. Dann geht sie in die Kirche und betet das Stundengebet wie die Mönche im Galluskloster.

‚Soll ich Klosterfrau werden?‘ Das fragt sie sich öfters. Im Schlaf begegnen ihr Fratzen. Sie betet. Die Fratzen verschwinden, aber eine Antwort auf ihre brennende Frage bekommt sie nicht.

Wiboradas Weg zur Inklusin

(Inklusin = Eingeschlossene, d.h. neben einer Kirche wird ein Häuschen gebaut. Es ist mit 2 kleinen Fenstern ausgestattet. Das eine lässt den Blick hinein in die Kirche frei, das andere gibt die Möglichkeit, mit der Aussenwelt Kontakt zu haben).

Aus Neid und Eifersucht wird Wiborada so verleumdet, dass sie nach Konstanz vor Gericht kommt. Ihre Unschuld wird bewiesen und sie wird freigesprochen.

Bischof Salomo lernt in dieser Zeit Wiborada als kluge Gesprächspartnerin kennen. Er unterstützt ihren geheimen Wunsch, Inklusin zu werden. Eine Begegnung mit der Inklusin Cilia ist für Wiborada so fragwürdig, dass sie sich in eine nahegelegene Galluskirche rettet, um zu beten. Dem aufmerksamen Bischof wird bald klar, dass Cilia sich mit ihrem Rat, Wiborada nach Lindau ins Kloster zu bringen, eine ‚Konkurrentin‘ vom Hals haben will.



Bischof Salomo begleitet Wiborada äusserst sorgfältig. Neben dem Kirchlein des heiligen Georg (heute St. Georgen) lässt er ein einfaches Häuschen bauen. Dort kann Wiborada Klarheit suchen, ob sie in Einsamkeit und Abgeschlossenheit leben will und kann.

Kenebi und Bertherada sind in ihrer Nähe. Inzwischen sind sie Mitschwestern geworden.

Wiborada ist willensstark. Sie fastet, betet achtmal am Tag, liest in der Bibel, meditiert. Sie schläft wenig. Bald kommen Ratsuchende von nah und fern zu ihr. – Die Gaben, die sie bekommt legt sie zusammen. Damit kann sie den Armen in ihrer Nachbarschaft helfen. Einmal im Jahr lädt sie die Frauen aus der Umgebung zum Essen ein.

Folgende Legende will uns von der heilenden Kraft einer Mahlgemeinschaft erzählen:

„Schenken ist eine Kunst und ein Geschenk, eine Einladung annehmen manchmal noch die grössere. In St. Georgen gibt es bald einen Kreis von Frauen, die Wiborada regelmässig besuchen. Manche beziehen eine kleine Zelle. Sie versuchen nach dem Vorbild von Wiborada zu leben. Wiborada lädt diese Frauen einmal im Jahr zu einem einfachen Mahl ein. Freudig folgen sie der Einladung. Nur eine, sie ist reicher als die anderen, lässt ausrichten: ‚Ich habe solche Essen nicht nötig.‘ Die Frauen sind betroffen, ja verletzt. Wiborada richtet sie auf: ‚Seid nicht traurig. Wir freuen uns an unserem Zusammensein. Es wird nicht lange dauern, bis sie auch zu uns stösst.‘ – Nach einiger Zeit bringt der Mann seine Frau zu Wiborada. Es geht ihr nicht gut. Sie braucht Hilfe. Die beiden reden miteinander. Dann nimmt Wiborada ein Stück Brot und teilt es mit der Frau. Diese nimmt das Brot und die geteilte Gemeinschaft dankend an.“

Einzug in St. Mangen – Das Ziel erreicht

Nach 4 Jahren intensiven Lebens als Klausnerin, kann Wiborada Bischof Salomo überzeugen, dass sie für das Leben als Inklusin berufen ist. An Pfingsten 916 holen die Mönche Wiborada in St. Georgen ab. Viele Menschen schliessen sich der Prozession an. Wiborada wird zur Kirche St. Mangen geführt, wo für sie ein Häuschen angebaut wurde. Hier wird sie feierlich eingeschlossen. Umfängen von Jesus will sie hier nun leben: Ein- und abgeschlossen und doch mitten unter den Menschen von St. Mangen.

Wiborada wird auch hier immer wieder von Zweifeln heimgesucht: ‚Tue ich das Richtige, ist das mein Weg? Will Gott, dass ich hier eingeschlossen lebe? Oder ist es einfach Stolz, der mich das tun lässt?‘



Wiborada vertieft sich ins Gebet, in die Betrachtung biblischer Erzählungen. Kebeni und Bertherada, die in der Nähe als Klausnerinnen leben, versorgen sie mit dem Nötigsten.

Menschen, die Wiborada besuchen, einen Blick durchs Fenster werfen, Rat suchen, sie beobachten, stellen ‚wundersame, unerklärliche Dinge‘ fest.

Wiborada wird tagtäglich von Hilfesuchenden bedrängt:

- von Eltern, die sich Sorgen um ihre Kinder machen
- von Kranken, die um ihre heilende Kraft bitten
- von Schuldbeladenen, die sie ermuntert, sich neu dem Leben zuzuwenden
- von Mönchen im Galluskloster und von Fürsten, die ihrem Rat vertrauen

Wiborada hat die Gabe, in die Zukunft zu sehen.

Sie traut sich dabei selber nicht und verschweigt aus Angst, ausgelacht zu werden den Mönchen, was sie im Traum gesehen hat. Als der Traum Wirklichkeit wird und eine Gruppe von Mönchen mit dem Schiff kentert und im See ertrinkt, wird ihr bewusst: Ich bin Seherin. In Zukunft muss ich von meinen Visionen reden, auch aufs Risiko hin, ausgelacht zu werden.

Wiborada stirbt in St. Mangen

Politisch ist die Zeit stürmisch.

Die Jahre 925/926

Kurz nach der Sommersonnenwende von 925 sinkt Wiborada während des Gebetes in einen tiefen, kurzen Schlaf. Sie träumt: Ungarische Reiter überfallen das Kloster und rauben es aus. Sie selber wird getötet. Sogar das Datum sieht sie:

1. Mai 926.

Lange überlegt sich Wiborada, ob und wie sie diese Vision den Mönchen erzählen, sie warnen soll vor dem Überfall. Sie erinnert sich an den Schiffsbruch, der Mönchen das Leben gekostet hat. Sie nimmt all ihre Kraft zusammen und spricht mit Waltram, einem alten, weisen Mönch.

Lange sieht es danach aus, dass die Mönche ihr nicht glauben. Immer mehr Nachrichten von Überfällen der Ungarn dringen durch. Der Abt und Hitto versuchen Wiborada zu überzeugen,



mit ihnen in das vorbereitete Versteck zu kommen. Wiborada überlegt sich das reiflich, kommt aber zum Schluss, dass ihr Platz in St. Mangen ist.

Die Mönche fliehen im letzten Augenblick und können so die Schätze des Klosters retten.

Die ungarischen Krieger finden keine Schätze. Sie entdecken Wiboradas Klause. Sie nehmen an, dass die Schätze in diesem zugemauerten Häuschen verborgen liegen. Sie decken das Dach ab und dringen ein. – Sie finden nichts, auch nicht in den Kleidern von Wiborada. In ihrer Enttäuschung töten sie die Inklusin.

Später wird Wiborada bei der Klause von den Mönchen beerdigt. In der Nacht darauf sucht Kebeni das Grab auf. Ganz verduzt bleibt sie stehen. Um die Klause strahlt ein helles Licht.

Wiborada wird als erste Frau, von einem Papst, von Clemens II., heiliggesprochen.

Quelle:

www.fakaru.ch/service/ru-unterlagen-zu-ganz-schoen-heilig/wiborada



Biografie der Heiligen Wiborada

+ 2. Mai 926

Das ist die Geschichte einer starken, selbstbewussten Frau. Als Mädchen schon lernt sie, auf ihre innere Stimme zu hören, dem eigenen Weg zu folgen. Das macht das Leben nicht einfach. Aber wichtiger ist für Wiborada, dass sie ihr eigenes Leben leben kann. Und dieses wird immer tiefer, reicher. In den Träumen sieht sie die Zukunft voraus. Manchen wird sie unheimlich, vielen zur Ratgeberin. Das gibt ihr den Ehrentitel Frauen-Rat, Wiber-Rat. Sie schafft sich eine eigene Welt, lässt sich einschliessen in ihrer Zelle. Äusserlich ist sie eine Gefangene, innerlich ein umso freierer Mensch. Fasten und Kälte setzen ihrem Körper zu. Doch als sie stirbt, findet ihr Gesicht zu mädchenhafter Schönheit zurück. Wiboradas Rat rettet Bevölkerung, Mönche und Bibliothek vor den einfallenden Ungarn. Sie ist die erste Frau, die von einem Papst heiliggesprochen wird.

I

Warum Ekkehard II. von Wiborada erzählen muss

Es ist um das Jahr 960. Da kündigt sich im Kloster St. Gallen hoher Besuch an: Ulrich, der Bischof von Augsburg. Er ist bereits siebzig Jahre alt, aber noch immer sitzt er aufrecht im Sattel.

In St. Gallen weiss man den Besuch zu schätzen. Denn Ulrich ist nicht nur ein ehemaliger Schüler des Gallusklosters, sondern auch ein berühmter Bischof. Seit er Kaiser Otto I. geholfen hat, im August 955 die ungarischen Reiterscharen auf dem Lechfeld zu schlagen, gilt er als einer der berühmtesten Bischöfe.

Kaum steigt er in St. Gallen vom Pferd, verlässt er die Klosterherberge. Sein Ziel ist die kleine Kirche im Norden der Stadt, St. Mangen. So hält er es bei jedem Besuch im Kloster des Heiligen Gallus. Denn dort, bei St. Mangen, liegt die Frau begraben, die für ihn in seiner St. Galler Schulzeit wie eine Mutter war: Wiborada.

Lange kniet er am Grab, versucht sich nochmals zu erinnern. Wie es war, als er zum kleinen Fensterlein ihrer Zelle geschlichen kam. Wie sie ihn aufmunterte. Und ihm voraussagte, er werde ein bedeutender Bischof werden.

An Wiboradas Grab

Vierzig Jahre ist das her und doch kommt es Ulrich vor, als wäre es gestern gewesen. Während er noch kniet, treten mehr und mehr Mönche hinzu. Sie stellen sich um ihn auf, beten leise mit. Unter ihnen auch Ekkehard, den Ulrich noch aus seiner Schulzeit in St. Gallen kennt. Ekkehard ist ein begabter Dichter, schreibt nicht nur Lieder für den Gottesdienst, sondern hat auch einen Heldenroman verfasst, das Waltharilied.



Ulrich weiss darum, wie spannend Ekkehard schreiben kann. Und spricht ihn darum gleich an: „Ich sehe, dass ihr das Grab der Wiborada pflegt. Aber kümmert ihr Euch auch darum, dass die Erinnerung lebendig bleibt? Bald gibt es niemanden mehr, der Wiborada noch gekannt hat. Höchste Zeit also, alles aufzuschreiben, was man noch von ihr weiss.“

Der Bischof spricht eindringlich. Seine Worte treffen Ekkehard mehr, als Ulrich ahnen kann. Denn er hat seine eigene Geschichte mit Wiborada. Wenige Jahre vor Ulrichs Besuch litt Ekkehard nämlich an schrecklichen Gichtanfällen, an Schmerzen, die immer unerträglicher wurden. Da wusste auch der Klosterarzt nicht mehr zu helfen. Ekkehard betete, flehte, rief alle Heiligen im Himmel an. Schliesslich bat er, dass man ihm jenes Gewand bringe, das Wiborada getragen hatte, am Tag, als sie von einem ungarischen Krieger erschlagen wurde. Seine Mitbrüder gehorchten, brachten das Kleid, legten es über den von Schmerzen Gepeinigten. „So war es“, sagt Ekkehard, „so lag ihr Gewand über mir. Und ob Du es glaubst oder nicht, von diesem Tag an liessen die Schmerzen nach.“

Ekkehards Bekenntnis

Dann wird Ekkehards Stimme ganz leise. Verschämt bekennt er dem Bischof: „Als ich von Schmerzen gekrümmt auf meiner Pritsche lag, versprach ich, ein Buch über Wiborada zu schreiben. Ich habe mein Versprechen nicht gehalten.“ Bischof Ulrich schaut den Mönch ernst und zugleich bittend an: „Aber jetzt, lieber Ekkehard, jetzt machst du dich daran!“

Der Mönch weiss, dass er nicht mehr weiter zögen darf. Er ist beiden verpflichtet, Ulrich und Wiborada. Doch wie soll er ans Werk gehen? Er war ja erst sechzehn, als jene schreckliche Horde aus Ungarn das Kloster überfiel und Wiborada tötete. Gewiss wurde seither im Kloster immer wieder von der Märtyrin erzählt. Doch wie verlässlich sind diese Geschichten? Da erinnert sich Ekkehard, dass ja noch eine der frühen Begleiterinnen Wiboradas lebt: Kebeni. Sie stand schon im Dienst von Wiboradas Eltern, hat das Mädchen von klein auf gekannt. Kebeni wäre doch eine verlässliche Frau. Und zudem wohnt sie in einem der kleinen Häuser des Klosterdorfs.

Als Ekkehard sie aufsucht, findet er eine alte Frau, mit eingefallenen Wangen. Gleich bringt er seine Bitte vor. Er möchte mit ihr zusammensitzen und alles notieren, was sie noch von Wiborada weiss. „Was ich weiss?“, stammelt Kebeni, „siehst du nicht wie alt und vergesslich ich geworden bin?“ Ekkehard spürt, dass er mit seiner Bitte die greise Frau erschreckt hat; will ihr darum Zeit lassen.

Kebeni aber hat in der folgenden Nacht einen besonderen Traum. Sie glaubt, Wiborada zu sehen, die ihr ein kleines Stückchen Pergament entgegenhält, das mit goldenen Buchstaben beschrieben ist. Dazu sagt die Traumgestalt: „Nimm das Gewünschte!“ Bald wacht Kebeni aus dem Schlaf auf. Jetzt ist ihre Vergesslichkeit wie weggeblasen. Die Vergangenheit steht ihr wieder vor Augen. Nun kann sie Ekkehard die gewünschten Auskünfte geben. Und dieser beginnt zu notieren, was der alten Dienerin in der Erinnerung auftaucht.

Ob alles so gewesen ist, wie Kebeni erzählt? Wiboradas Tod liegt ja schon vierzig Jahre zurück. Da kann die Erinnerung verschiedene Ereignisse miteinander vermischen. Doch beide, Ekkehard und Kebeni, geben sich Mühe, Wiborada so zu schildern, wie sie war: eine Frau, deren Gott- und Selbstvertrauen staunen lässt, bis heute.



II

Wiboradas Weg

Bei Wiborada ist vieles anders als bei anderen Mädchen. Auch die Wahl ihres Taufnamens. Die meisten Mädchen haben einfache, gebräuchliche Namen wie Maria, Gisela, Katharina. Doch als Wiboradas Mutter und Vater nach einem Namen für ihr Töchterchen suchen, fällt die Wahl auf „Wiborada“. Der Name ist äusserst selten, doch die Eltern finden, dass er gerade darum passt. Sie spüren, dass dieses Kind etwas Besonderes ist, eine besondere Ausstrahlung hat. Sein Blick scheint durch die Leute hindurchzugehen, als ob es in ihr Inneres schauen könnte. Ein solches Mädchen muss einen besonderen Namen haben, finden die Eltern. Mit Wiborada = Wiber-Rat, heute würde man sagen Frauen-Rat, treffen sie genau die richtige Wahl.

Die Familie Wiboradas gehört zum Adel, also zur reichen Schicht. Ihre Güter liegen in der Nähe von Konstanz, im Norden des heutigen Kantons Thurgau. Wiborada erlebt eine behütete Jugendzeit. Aber verwöhnen lässt sie sich nicht. Sie will nicht die kleine Prinzessin spielen. Dafür ist sie wissenshungrig. Eine Schule wie heute gibt es für Mädchen zwar nicht. Doch Wiborada findet eigene Wege, zu Wissen zu kommen. Eine Gelegenheit ist die Messfeier, die der Priester auf lateinisch liest. Wiborada spitzt die Ohren. Immer mehr Wörter schnappt sie auf. Und bald schon kann sie auch einige lateinische Sätze auswendig.

Die Messfeier wird zu ihrer Schulstunde. Täglich geht sie zum Gottesdienst, obwohl die Kirche fast zwei Kilometer von der elterlichen Burg entfernt liegt. Der Weg ist stotzig, führt über einen steilen Hügelrücken. Dennoch geht sie ihn barfuss. Sie will nicht anders sein als die Bauernkinder.

An Sonntagen ist Wiborada auf dem Weg zur Kirche nicht allein. Dann kommt ihre Familie mit. Die grossen Festtage wie Weihnachten, Ostern oder Pfingsten werden besonders gefeiert. Dann will die Familie zeigen, dass sie sich etwas leisten kann. Wiborada muss feine Kleider anziehen, die Magd onduliert ihre Frisur und drapiert die Falten ihres Rocks mit goldenen Klammern. Ein Knecht hebt sie auf ein frisch gestriegeltes, gesatteltes Pferd. Wiborada sieht aus wie eine junge Dame, ganz zur Freude ihrer Eltern. Sie hoffen, dass ein junger Prinz ein Auge auf die schöne Tochter werfe.

Abschied von Kopfputz, Pferd und Wagen

Doch mitten auf dem Weg wird Wiborada von einem rasenden Kopfweh befallen. Sie hält ihr Pferd an, gleitet aus dem Sattel und setzt sich auf die blosser Erde. Dann nimmt sie die goldigen Klammern, die ihren Busen einschnüren, reisst den kunstvollen Kopfputz von den Haaren. Endlich kann sie wieder frei atmen. Erst nach einiger Zeit merken die Eltern, dass Wiborada ihnen nicht mehr folgt. Die Mutter reitet zurück, sieht ihre Tochter am Wegrand stehen, versteht nicht, was das alles bedeuten soll. Wiborada bittet die Mutter, weiterzureiten und verspricht, gleich zu folgen. Doch auf das Pferd steigt sie nicht mehr. Sie geht den ganzen Weg zu Fuss. Von diesem Tag an sieht man sie nie mehr auf einem Reittier oder Wagen und auch die Festtagskleider und der Goldschmuck lässt das Mädchen in einer Truhe verschwinden.

Ein kleiner Trotzkopf also? Sicher sind die Eltern enttäuscht, dass ihre Tochter so anders wird, als sie sich vorstellten. Und dennoch haben sie Wiborada lieb. Denn eine fürsorglichere Tochter könnten sie



sich gar nicht vorstellen. Sie bleibt bei ihnen. Pfl egt sie, als sie alt und krank werden und begleitet sie in der Todesstunde.

Dem Tod ist Wiborada schon früher begegnet, damals als sie ihre liebste Gespielin verlor, ihre kleine Schwester nämlich. Wie glücklich war sie, als sie ein Schwesterchen bekam. Und wie traurig, als es von einer Krankheit befallen wurde, von der es sich nicht mehr erholen konnte.

Tag und Nacht sitzt Wiborada an ihrem Bett, hält ihre Hände, wäscht ihren fiebernden Leib. Und wie sehr erschrickt sie, wie das Schwesterchen immer mehr zu entgleiten scheint. „Was hab ich mit dieser Welt zu tun?“, seufzt die Kranke. „Ich höre, wie im Himmel die Glocken angeschlagen werden, wie sie klingen, wie süss die Engel singen. Dort will ich hin.“ Wiborada kann sie nicht mehr halten, muss sie loslassen; traurig, dass sie ihr Liebstes verliert; getröstet, dass sie den wundersamen Glockenklang gehört hat.

Bruder Hitto

Wiborada hat nicht nur eine Schwester, sondern auch einen Bruder, Hitto. Die Beziehung zu ihm ist innig, aber nicht ganz einfach. Wie viele Männer der damaligen Zeit, fühlt sich Hitto als etwas Besonderes, einfach darum, weil er ein Mann ist. Doch Wiborada durchschaut solche Allüren. Und sie merkt, dass ihr Bruder nebst einer starken auch eine schwache Seite hat.

Hitto erhält die Möglichkeit, im Kloster St.Gallen die Schule zu besuchen. Eine einmalige Gelegenheit. Denn dort unterrichten Leute wie Notker, der Stammler, einer der grössten Dichter der Zeit. Neidlos sieht Wiborada, wie ihr Bruder die lateinische Sprache, die Bibel, die antiken Schriftsteller kennen lernt. Das alles mag sie ihm gönnen. Doch ein wenig möchte auch sie davon profitieren.

Als Hitto seine Ausbildungszeit in St.Gallen beendet hat, bittet sie ihn, ihr die Psalmen aufzusagen, langsam, damit sie sie auf ein Pergamentblatt aufschreiben und lernen kann. Doch Hitto nimmt diesen Unterricht nicht sehr ernst. Anderes ist ihm wichtiger.

Langsam kommen sie dennoch voran. 49 Psalmen kann Wiborada bereits. Doch beim fünfzigsten will es nicht mehr klappen. Dabei wäre dieser einer der wichtigsten. Es ist das Bussgebet, mit dem David einst um Vergebung gefleht hatte:

*„Sei mir gnädig, Gott, nach deiner Güte,
nach dem Mass deines Erbarmens tilge meine Freveltaten.
Wasche mich rein von meiner Schuld,
und reinige mich von meiner Sünde...“*

Hitto verschiebt den Unterricht von einem Tag auf den andern. Bis ihn eines Nachts ein Traum in Schrecken versetzt. Denn plötzlich sieht er neben seinem Bett eine glänzende Erscheinung, streng, mit einer furchteinflössenden Autorität. Diese Gestalt geht mit dem säumigen Priester streng ins Gericht. Sie droht ihm fürchterliche Strafen an. Er darf keine Speise mehr zu sich nehmen, bis er der Schwester den gewünschten Psalm beigebracht hat.



Kaum ist das Traumgesicht vorbei, erwacht Hitto, sucht noch in derselben Nacht seine Schwester auf, diktiert ihr den Text und wiederholt ihn so lange, bis sie ihn auswendig kann.

Fünfzig Psalmen kennt Wiborada also bereits, die andern hundert lernt sie ohne die Hilfe des Bruders. Sie findet Zugang zu einer Bibel, sagt die Psalmen immer wieder auf, bis sie ihr nicht nur im Gedächtnis, sondern auch im Herzen eingeschrieben sind.

Zu dieser Zeit lebt Hitto als Priester in der elterlichen Burg. Die Heilige Messe feiert er in der Kapelle, die zur Burganlage gehört. Die Mahlzeiten aber nimmt er mit der Familie ein, damals leben die Eltern noch.

Am Vorabend des ersten Fastensonntags ist der junge Priester schlecht gelaunt. An diesem Sonntag stimmt der Priester nämlich in der Messe ein besonderes Lied an, mit einem langen Text und einer schwierigen Melodie. Im Kloster wird der Priester dann jeweils von einem kleinen Chor unterstützt. Doch hier, auf der Burg gibt es ja niemanden, der dem nicht besonders begabten Sänger helfen könnte. So meint er mindestens. Da legt ihm Wiborada die Hand auf die Schulter: „Vielleicht“, sagt sie, „kommt von irgendwoher eine Hilfe.“ Hitto findet dies einen ziemlich schwachen Trost und schreitet am folgenden Tag mit der gleichen schlechten Laune zum Altar. Doch kaum hat er das schwierige Lied angestimmt, da wird es von einer zweiten Stimme aufgegriffen, so sicher und fehlerfrei, wie es auch im Klostergottesdienst nicht schöner klingt. Es ist niemand anders als Wiborada, die sich im Geheimen all diese Messgesänge selbst schon beigebracht hat.

In einem aber sind sich Bruder und Schwester gleich: Beide haben ein gutes Herz, besonders für arme und leidende Menschen. Wo immer Hitto einen Bettler sieht, nimmt er ihn mit auf die Burg und stattet ihn mit Nahrung und Kleidung aus. Kranke und Schwache hebt er auf sein Reittier und bringt sie ebenfalls nach Hause. Dort werden sie von Wiborada persönlich gepflegt. Die Burg sieht zuweilen fast wie eine kleine Klinik aus.

Klarheit in Rom

Dennoch spürt Wiborada, dass sie für einen andern Weg bestimmt ist. Doch wohin wird er sie führen? Was hat Gott für sie bestimmt? Noch sieht sie ihre Zukunft nicht klar. Darum entschliesst sie sich, Abstand zu nehmen von zu Hause. Sie will eine Wallfahrt antreten, den langen Weg nach Rom unter die Füße nehmen. Dort, bei den Gräbern der Apostel Petrus und Paulus könnte sie vielleicht spüren, was Gott von ihr will.

Der Drang, nach Rom aufzubrechen, wird immer stärker. Allein kann sie aber nicht gehen. Das ist für eine junge Frau zu gefährlich. Also bittet sie Hitto mitzukommen. Diesem ist die Sache nicht recht geheuer. Er lebt doch ganz gut auf der Burg, nahe am See, gut versorgt mit Speise und Trank. Wozu die Strapazen und Gefahren auf sich nehmen und zu Fuss einen Alpenpass überqueren?

Doch Hitto hat nicht mit der Hartnäckigkeit seiner Schwester gerechnet. Diese lässt nicht locker. Täglich liegt sie ihm in den Ohren. Bis er endlich den Rucksack packt, den Wanderstab ergreift und mit ihr loszieht.



Gut ein halbes Jahr dauert eine solche Reise nach Rom und zurück. Doch später erzählen die beiden kaum davon, weder von der Route, noch von den Eindrücken, die sie in Rom gesammelt haben. Vielleicht gibt es auch gar nicht viel zu erzählen. Was Hitto und Wiborada in Rom antreffen, muss sie deprimieren. Denn das Papsttum jener Zeit ist an einem Tiefpunkt angelangt. Es ist zum Spielball römischer Adelige geworden, die am einen Tag einen Papst wählen und kurz danach umbringen lassen. Ein übles Spiel, das sie mehrere Male wiederholen. Die beiden Pilger hören von all diesen Geschichten. Doch sie zieht es zu den Kirchen der Heiligen Stadt, zu den grossen Basiliken, die über den Gräbern der Apostel errichtet sind. Es sind prachtvolle, mächtige und auch altherwürdige Gotteshäuser. Weit grösser als alles, was sie diesseits der Alpen je gesehen haben.

Rom-Wallfahrt

Rom gehört mit Santiago de Compostela und Jerusalem zu den grossen Wallfahrtsstätten des Mittelalters. Seit Karl der Grosse 774 das Reich der Langobarden erobert hat, ist auch der Weg dorthin nicht mehr allzu schwierig. Man folgt der „Via Francigena“, die Canterbury mit Rom verbindet. Sie führt auf verschiedenen Ästen über die Alpen und dann in Italien auf zwei Routen Rom entgegenführt. Für Wiborada und Hitto ist es am naheliegendsten, den Weg nach Chur und anschliessend über den Lukmanierpass zu nehmen. Der Hinweg und Rückweg dauern jedes Mal zwischen 40 und 50 Tage.

Ziel einer Rom-Wallfahrt ist das Gebet bei den Gräbern der Apostel Petrus und Paulus. Zudem werden an einem Wallfahrtstag alle sieben grossen Pilgerkirchen besucht. Ein Weg, der über zwanzig Kilometer lang ist und darum einen ganzen Tag lang dauert. Traditionell beginnt man mit der heiligen Messe im Petersdom, wo Petrus begraben liegt. Dann geht es zur sieben Kilometer entfernten Basilika San Paolo fuori le mura (St. Paul vor den Mauern), dorthin, wo nach der Legende der Heilige Paulus enthauptet wurde. Nach vier Kilometern kommen die Pilger zu San Sebastiano fuori le mura, die in der Nähe der Katakomben an der Via Appia liegt. Nach weiteren vier Kilometern gelangt man zur Lateranbasilika, einer der ältesten in Rom, und ganz in der Nähe zu „Santa Croce in Gerusalemme“, der Kirche, die dem Heiligen Kreuz geweiht ist. Die zwei letzten Stationen führen zu San Lorenzo fuori le mura und dann in die Stadtmitte zurück, nach Santa Maria maggiore. Bei dieser ebenfalls sehr alten Marien-Basilika endet der anstrengende Pilgertag.



Gut verborgene Frömmigkeit

Wiborada hat am Grab der Apostelfürsten Petrus und Paulus lange gebetet. Vergeblich? So mag es ihr vorkommen. Denn noch immer ist ihr nicht klar, wie sie ihr Leben gestalten soll. Weit klarer sieht sie, wofür ihr Bruder bestimmt ist. „Das ist doch nichts für dich, dieses bequeme, satte Priesterleben auf unserer Burg“, sagt sie ihm. „Das ist keine Herausforderung für dich. Warum gehst du nicht dorthin zurück, wo du deine Ausbildung bekommen hast, ins Galluskloster?“

Hitto ist insgeheim froh, dass seine Schwester Klartext redet. Kaum ist die Pilgerfahrt zu Ende, macht er sich nach St.Gallen auf. Der „alte“ Schüler kommt zurück als neuer Mönch.

Und Wiborada, die dem Bruder so gut und bestimmt raten kann? Sie selber kann noch keinen Entschluss fassen. Vorerst kehrt sie auf die Burg der Familie zurück. Die Eltern leben nicht mehr. Doch es gibt andere Verwandte, jüngere oder ältere, die dort versorgt werden wollen; zudem leben Knechte und Mägde auf der Burg, die Haushalt, Landwirtschaft und Ställe besorgen. Wiborada selbst hat zwei Dienerinnen, Kebeni und Bertherada, die ihr besonders nahestehen. Diese haben Verständnis für das Leben, das Wiborada auf der Burg führt. Nach aussen spielt sie nämlich die begüterte Gutsherrin, die es sich wohl ergehen lässt. In Wirklichkeit aber lebt sie bereits wie eine Klosterfrau, die sich selber nur das allernötigste gönnt. Wiborada entwickelt ein merkwürdiges Doppelspiel. Bei den Mahlzeiten lässt sie sich von den Mägden einen fürstlichen Tisch decken, mit Fleisch und Wein und verschiedenen Delikatessen. Sie tut auch so, als schiebe sie die leckeren Fleischstücke in den Mund. Doch sobald die andern Tischgenossen das Speisezimmer verlassen haben, lässt Wiborada die ganze leckere Pracht verschwinden, um sie heimlich den Armen und vorbeiziehenden Fremden zu bringen. Und zuweilen wandern die Delikatessen auch in die Küche zurück, als willkommener Nachtmahl für die Mägde.

Ganz ähnlich verhält es sich auch mit der nächtlichen Ruhe. Jeden Abend wird ihr ein fürstliches, weiches Bett hergerichtet. Doch sobald die Kammer geschlossen ist, breitet Wiborada eine raue Decke auf dem Boden aus und legt den Kopf auf einen Stein; der soll ihr als Kopfkissen dienen. Nach kurzem Schlaf steht sie auf, um in der Kirche zu beten, so wie auch die Mönche das nächtliche Stundengebet halten.

Soll sie also Nonne werden? Eigentlich ist ihre Burg jetzt schon ein kleines Kloster. Kebeni und Bertherada, die einzigen, die Wiboradas Doppelspiel kennen, werden für sie wie Schwestern, beten und fasten mit ihr. So liesse sich leben. Aber ist es das, was Wiborada wirklich will? Manchmal schreckt sie in der Nacht auf, hat das Gefühl, ein böser Geist stelle sich ihr in den Weg. Manchmal grunzt er wie ein Schwein. Oder quackt wie ein Frosch. Träumt sie das nur? Wiborada ist verwirrt. Sie betet intensiver. Die dämonischen Fratzen verschwinden zwar aus dem Traum. Aber ihren Weg hat sie noch nicht gefunden.

Vor dem Gericht in Konstanz

Wiborada ist nicht besonders gross, aber sie ist zu einer schönen, blühenden Frau herangewachsen. Zudem beeindruckt sie durch ihre Frömmigkeit. Sie wirkt echt und ganz und gar nicht frömmelisch. Vielen ist es wohl in ihrer Nähe, sie begegnen ihr mit Wohlwollen. Es gibt aber auch andere wie z.B. eine der Dienerinnen, die Wiborada voller Neid betrachtet, obwohl sie ihr nie etwas zu leid getan hat.



Diese Dienerin beginnt, hinter dem Rücken Wiboradas zu tuscheln. Sie verbreitet Verleumdungen. Wenn im nahen Dorf oder auf dem Markt der Stadt die Leute Wiborada rühmen, dann sagt sie: „So meint ihr? Für so fromm hält ihr sie?“ Natürlich wollen die Leute dann wissen, was die Dienerin andeuten will. Und schon legt sie los: „Ja, das stimmt wohl, dass sie mitten in der Nacht aufsteht. Aber wenn ihr Bruder Hitto auf der Burg weilt, dann geht sie nicht zur Kirche, wie ihr glaubt. Sondern sie schleicht in sein Zimmer, kriecht zu ihm unter die Decke und schläft mit ihm. Eine richtige Dirne. Ja, so eine ist sie, diese fromme Jungfrau!“

Die Leute sind verblüfft. Manche fahren der Dienerin übers Maul. Das könne nicht sein, sie soll schweigen. Andere aber freuen sich heimlich, wie immer, wenn jemand in den Schmutz gezogen wird und erzählen die Geschichte noch so gerne weiter.

Nicht lange, so hört auch Bischof Salomo von Konstanz von diesem Gerücht. Das will er nicht stehen lassen. Denn es geht ja auch um Hitto, der im Kloster St.Gallen schon das Mönchsgelübde abgelegt hat. Salomo ist nämlich nicht nur Bischof von Konstanz, sondern gleichzeitig auch Abt von St.Gallen.

Darum schickt er gleich einen Boten zu Wiboradas Burg und fordert sie auf, nach Konstanz zu kommen. Salomo sieht die junge Frau zum ersten Mal. Als sie ihm naht, mit demütiger Haltung und gesenktem Blick, spürt Salomo, dass die Gerüchte falsch sein müssen. Doch die Dienerin, die ebenfalls in Konstanz weilt, hört nicht auf, Wiborada zu verleumden. Darum entschliesst sich der Bischof, eine Gerichtsverhandlung abzuhalten. Denn nur wenn Wiborada auch ganz offiziell freigesprochen wird, lässt sich das Gerücht aus der Welt schaffen. Also wird ein Gerichtstermin angesetzt, werden Zeugen geladen. Alle bezeugen Wiboradas Unschuld. Die verleumderische Dienerin aber kann keine Spur von einem Beweis herbeischaffen.

Das Gericht braucht nicht lange zu tagen. Wiborada wird freigesprochen. Zur grossen Erleichterung des Volkes, das vor Freude zu tanzen beginnt. Doch was soll mit der bössartigen Dienerin geschehen? Der Bischof möchte, dass sich Wiborada eine angemessene Strafe ausdenkt. Doch diese will nicht, dass die Verleumderin von einem Gericht bestraft wird: „Das sollen wir Gott überlassen.“

Die Dienerin aber kommt nicht einmal jetzt zur Einsicht. Sie verlässt zwar Konstanz, lässt sich auf der anderen Seite des Sees nieder, wird aber noch immer nicht müde, böse über Wiborada zu reden. Und sie lästert auch über die Zeugen, die vor Gericht für Wiborada ausgesagt haben. Die Dienerin ist von diesem Gedanken wie besessen, redet immer wirrer; und immer mehr leuchtet der Wahnsinn aus ihren Augen. Sie irrt umher, findet nirgendwo Ruhe. Einsam und verarmt wird sie schon bald vom Tod eingeholt.

Etwas Gutes hat die betrübliche Geschichte dennoch. Auf diese Weise lernen Salomo und Wiborada einander kennen. Beide begegnen einander mit grossem Respekt. Der Bischof kennt ihren Wunsch, das Leben ganz auf Gott auszurichten. Und er will ihr dabei helfen. Doch vorerst soll sie mit ihren beiden Dienerinnen Kebeni und Bertherada in einem Haus in seiner Nähe wohnen.



Scheinheilige Cilia

Zu jener Zeit lebt in Konstanz eine Nonne namens Cilia. Sie hat eine besonders strenge Lebensform gewählt. Sie lässt sich in einem kleinen Häuschen einschliessen, das an eine Kirche angebaut ist. So haben es früher schon einige andere Nonnen gemacht.

Das Haus hat zwei Fenster. Das eine öffnet sich nach aussen. Durch dieses kann sie mit den Leuten reden, die sie besuchen. Das andere Fenster öffnet sich zur Kirche. So kann sie jeden Tag dem Gottesdienst beiwohnen. Eine solche Nonne nennt man Inklusin, die Eingeschlossene.

Wie alle Inklusinnen wird Cilia von den Konstanzern sehr verehrt. Man bewundert ihren Mut, sieht sie schon fast als Heilige. Und auch Bischof Salomo hält viel von ihr. Darum bittet er sie, mit Wiborada zu reden. Sie soll prüfen, ob Wiborada für ein Leben in einem Kloster geeignet sei.

Auch Wiborada hat schon viel von Cilia gehört. Darum freut sie sich, als die Inklusin sie rufen lässt. Sie tritt an ihr Fensterchen, wird von Cilia aber mit eher seltsamen Worten begrüsst. „Mir kommt es vor, liebe Schwester, dass du sehr demütig wirkst. Wie wenn du mit einem Schafspelz umhüllt wärest. Wichtig aber ist, dass wir nicht nur äusserlich, sondern auch im Innern so gehorsam sind wie die Schafe.“ Das ist zwar nicht besonders freundlich, doch Wiborada kann es annehmen. Je länger aber Cilia redet, umso seltsamer kommt sie der jungen Wiborada vor. Cilia hat sich nämlich die folgende Prüfung ausgedacht: „Jetzt, liebe Schwester, will ich wissen, ob du wirklich gehorsam sein kannst: Sieh dieses Kästchen. Es ist voll mit Münzen, die meine Besucherinnen und Besucher mir in die Hand gedrückt haben. Du nimmst nun das Geld, gehst zu den Reichen der Stadt. Ihnen leihst du das Geld aus, verlangst einen rechten Zins. Und nach vereinbarter Zeit bringst du das Geld mitsamt dem Zins zu mir zurück.“

Wiborada weiss nicht, wie ihr geschieht. Hat sie richtig gehört? Sie soll das Geld der Inklusin zu den Reichen bringen, einen saftigen Zins verlangen?

Nein, das kann sie nicht. Und das gibt sie Cilia auch zu verstehen: „Es steht doch schon in der Bibel, dass man keinen Zins nehmen darf und dass Geizhalse nicht ins Reich Gottes gelangen. Und zudem: Ich verstehe nichts von Geldgeschäften. Wenn du es anlegen willst, dann nimm dir einen Banker.“

Cilia merkt, dass sie durchschaut ist, spielt aber weiterhin die erfahrene Nonne: „Nun erkenne ich deine wahre Gesinnung. Du bist nicht bereit, meinen Auftrag zu erfüllen. Ohne Gehorsam aber ist dein Lebenswandel nichts wert.“

Das sind die letzten Worte, die Cilia und Wiborada miteinander gewechselt haben. Cilia aber ist wütend, dass ihr so schlaues eingefädeltes Geldgeschäft geplatzt ist. Und sie fürchtet auch, dass Wiborada etwas davon ausplappert. Darum möchte sie Wiborada so rasch wie möglich von Konstanz weg haben. Cilia lässt Bischof Salomo kommen und spielt nun wieder die fürsorgliche, heiligmässige Nonne: „Ich weiss, wo Wiborada glücklich werden könnte: im Nonnenstift von Lindau.“ Der Bischof meint, das sage Cilia aus reiner schwesterlicher Liebe. Er merkt nicht, dass Cilia sie so weit wie möglich, ans andere Ende des Sees entfernen will.



Der Bischof will den Rat von Cilia möglichst rasch befolgen, rüstet ein Schiff aus und schickt Boten aus, Wiborada abzuholen.

Diese aber sucht zur gleichen Zeit eine Kirche auf, die dem Heiligen Gallus geweiht ist. Dort kniet sie hin, schläft aber ein und wird von einem Traum überrascht. Sie sieht Gallus vor sich, der ihr ein Gefäss voller Unrat entgegenhält: „So wird es sein, solche Speise wirst du essen, wenn du dich vom Bischof nach Lindau bringen lässt.“ Wiborada erwacht, halb benommen, halb beglückt denkt sie über den Traum und die Worte des Gallus nach. In diesem Augenblick erscheint der Bote, sieht den strahlenden Ausdruck in ihrem Gesicht, erhält von ihr aber kein einziges Wort. Einem zweiten Diener widerfährt das Gleiche. Salomo nimmt an, dass Wiborada eine Vision gehabt habe. Er tritt die Reise nach Lindau ohne sie an. Und weil die Winde günstig sind, ist er bereits am Abend in Konstanz zurück. An Cilia denkt er nicht mehr. Und es geht auch gar nicht lange, da merken auch die Konstanzer, dass es mit der Heiligkeit ihrer Nonne nicht weit her ist. Sie machen einen Bogen um ihr Häuschen. Cilia spürt die Ablehnung. Und eines Tages kriecht sie aus dem Fenster ihrer Klausur und verschwindet.

Inklusen

Inklusen heisst „Eingeschlossene“. Es sind Frauen oder Männer, die sich ganz von der Welt ab - und Gott zuwenden wollen. Sie lassen sich in eine Zelle einschliessen, deren Zugang zugemauert wird. Im frühen Christentum haben sich Einsiedler in die Wüste zurückgezogen, um dort in der Einsamkeit zu beten und auf die innere Stimme zu hören. Die Inklusen schaffen sich eine solche Wüsteneinsamkeit mitten in der Welt, in der sie leben. Sie sind darum auch nicht völlig abgeschnitten von den Menschen, sondern oft gefragte Ratgeberinnen und Ratgeber. Dieses Bedürfnis, sein Leben ganz radikal zu vereinfachen und nur für das zu leben, was einem wichtig erscheint, gibt es nicht nur im Christentum, sondern in allen grossen Religionen.

Der Weg nach St.Gallen

Salomo hat nun einen neuen Plan mit Wiborada. Schliesslich ist er auch Abt von St.Gallen. Er will sie dorthin bringen. Denn auf das Gespräch mit der klugen Frau will er nicht verzichten. Also lässt er nach wenigen Tagen wieder ein Schiff ausrüsten, segelt nach Arbon, diesmal mit Wiborada und den Dienerinnen an Bord. In Arbon stehen schon die Pferde bereit, die die kleine Reisegruppe nach St.Gallen bringen.

Unterwegs hat Salomo genügend Zeit nachzudenken. Aus den Gesprächen mit Wiborada spürt er, dass sie sich ganz für ein religiöses Leben entscheiden möchte: Beten, den ganzen Tag Gott schenken, so stellt sie sich ihre Zukunft vor. Und sie gibt dem Abt-Bischof auch zu verstehen, dass sie ebenfalls eine Inklusin werden möchte.



Doch Salomo ist klug genug, um ihr nicht gleich nachzugeben. Erst soll sie sich gehörig prüfen. Eine Klausur, ja, das will er ihr geben. Aber sich einschliessen lassen, das müsse gut überlegt sein. Salomo weiss auch schon einen geeigneten Ort. Erst vor kurzem hat er hoch über der Stadt, ein Kirchlein bauen lassen und dem Heiligen Georg geweiht. Diesem Heiligen werden gerne die hochgelegenen Gotteshäuser anvertraut. Gleich neben dem Kirchlein will der Abt ein kleines Häuschen bauen lassen. Dort kann Wiborada leben und schauen, ob sie für ein so einsames Leben geschaffen ist.

Jetzt ist sie weit weg von zu Hause, hat keine grosse Burg mehr, sondern nur ein kleines Häuschen. Nur Kebeni und Bertherada sind noch in der Nähe. Sie sind aber längst nicht mehr nur Dienerinnen, sondern sind zu Mitschwestern geworden.

Wiborada möchte auf alles verzichten, was das Leben bequem macht. Sie denkt, dass sie das ablenkt. Sie möchte mit ihren Gedanken nur noch bei Gott sein. Sie ist eine willensstarke Frau. Sie nimmt ihren Körper in Griff, fastet, schläft wenig. Am liebsten kniet sie in der Kirche. Wie die Mönche unten im Tal betet sie das Stundengebet, das durch den Tag begleitet. Acht Mal am Tag betet sie dazu aus dem Buch der Psalmen und aus der Bibel. Wenn schon Nonne, dann ganz.

Mit den Psalmen hat auch ein Traum zu tun. Wiborada ist ins nächtliche Gebet versunken. Da steht ihr plötzlich ein grosser, strahlender Engel gegenüber. Er scheint ihr freundlich gesinnt, beginnt aber den ersten Vers des 21. Psalms zu singen: „Gott, mein Gott, achte auf mich, warum hast Du mich verlassen?“ Gleich danach erlischt der Glanz, verschwindet die Erscheinung. Wiborada denkt lange darüber nach. Da fällt ihr plötzlich ein, dass sie diesen Psalm beim letzten Gebet vergessen hat. Der Traum zeigt, dass sie das Gebet nicht nur durch den Tag, sondern auch durch die Nacht begleitet. Immer mehr prägt die Meditation ihr Leben.

Wiborada lebt in St. Georgen abgeschieden. Doch einsam wird sie nicht. Bald spricht sich herum, dass es neben dem Kirchlein eine Klausnerin gebe. Und bald schon kommen Menschen von nah und fern, um sie zu besuchen, mit ihr zu beten, bei ihr Rat zu holen. Sie bringen auch Lebensmittel mit, weit mehr als Wiborada für sich selber brauchen kann. Darum legt sie die Gaben zusammen, um den Armen in der Nachbarschaft helfen zu können.

Verschmähtes Geschenk

Schenken ist eine Kunst; ein Geschenk entgegennehmen ebenfalls. In St. Georgen bildet sich bald einmal ein Kreis von Frauen, die Wiborada regelmässig besuchen. Manche beziehen auch eine kleine Zelle, um selbst so zu leben wie sie. Für diese Frauen denkt sich die Klausnerin etwas Besonderes aus: Einmal im Jahr lädt sie sie zu einem einfachen Mahl ein. Die Frauen nehmen die Einladung freudig an.

Bis auf eine, die reicher ist als die andern. Sie lässt ausrichten, dass sie genug zu essen und eine solche Speisung nicht nötig habe. Die Frauen sind ziemlich betroffen, fühlen sich beleidigt. Doch Wiborada richtet sie auf: „Seid nicht traurig. Sie wird bald genug zurückkommen.“ Und wenig später ist dies auf dramatische Weise der Fall.



Die hochmütige Frau wird von einer Krankheit befallen. Sie kann kaum noch Nahrung aufnehmen, fühlt, wie ihre Kräfte schwinden. Da erzählt sie ihrem Mann von Wiborada und der ausgeschlagenen Einladung. Dieser spannt gleich seinen Wagen an, legt sie darauf und bringt sie zur Klausnerin. Wiborada spricht ein ernstes Wort mit ihr. Dann reicht sie ihr ein Stück Brot. Die Frau greift mit beiden Händen zu, und gleich schon fallen die Schmerzen von ihr ab.

In St. Mangen

Vier Jahre lebt Wiborada in St. Georgen, viele Stunden am Tag ins Gebet vertieft. Und doch fehlt ihr etwas. Noch fühlt sie sich Gott nicht nahe genug. Sie möchte sich ihm ganz schenken, auf alles verzichten. In Konstanz hat sie von den eingeschlossenen Frauen gehört. Genau so möchte sie selber leben.

Endlich kann sie auch Abt-Bischof Salomo von ihrem Wunsch überzeugen. Nur er kann die Erlaubnis für eine so besondere Lebensform geben.

Die Einschliessung vollzieht sich feierlich. Sie wird auf den Pfingsttag des Jahres 916 festgelegt. Mönche holen Wiborada in St. Georgen ab, viel Volk schliesst sich an. Ziel ist die erst zwanzig Jahre alte Kirche von St. Mangen, die damals noch ausserhalb der Stadtmauern liegt. Diese hat einen Anbau erhalten, in dem Wiborada nun wohnen wird. Wie bei allen Inklusen öffnet sich ein Fenster der Zelle nach aussen, das andere zur Kirche hin. Doch beide sind mit Stäben gesichert, wie ein Gefängnis. „Ich bin der Gefangene Jesu“, hat Paulus einmal geschrieben. Gefangen in Christus, so möchte Wiborada leben, gefangen und umfangen von ihm.

Kann man ein solches Leben verstehen? Hat Wiborada selber gewusst, auf was sie sich einlässt?

Abgeschlossen von der Welt, allein mit sich selbst, erlebt sie eine stürmische Zeit. Nicht äusserlich. Wohl aber in ihrem Innern. Da jagen sich zuweilen die Gedanken, die Zweifel und Ängste. Fragen tauchen auf: Habe ich den richtigen Weg gewählt? Möchte ich wirklich Gott dienen? Oder hat mich mein Stolz hierhergeführt, weil ich näher bei Gott sein will als die andern?

Solche Gedanken begleiten sie zuweilen auch in den Schlaf. Im Traum nehmen furchterregende Gestalt an. Gleich in der ersten Nacht erscheint ihr ein zottiger, schauriger Menschenkopf, der sie mit offenstehendem Mund anlotzt. Es kommt ihr vor, als werfe sich der Kopf vor sie hin, um ihr Gebet zu stören. Wiborada wacht auf, zeichnet sich ein Kreuz auf die erhitzte Stirne, der Spuk ist vorbei.

Einmal zeigt sich ihr das Angstbild in Gestalt eines armen Bettlers, der einen Schwächeanfall simuliert und vor Wiboradas Fensterchen mit lautem Getöse zusammenbricht. Doch sie durchschaut das auffällige Theater, zeichnet wiederum ein Kreuz und schon verschwindet auch dieser Spuk.

Wunderliches geschieht auch mit dem grossen Bottich, der in einer Ecke der Zelle steht. Drei Mal im Jahr bringen Dienerinnen Wasser in Kübeln an das Fester der Zelle. Mit diesem kann die Klausnerin den Bottich für ein Bad füllen. Doch eines Tages fallen die Fassbänder auseinander; ausgerechnet



dann, als der Bottich mit Wasser gefüllt ist. Frauen, die die Klausnerin an jenem Tag besuchen, berichten später von einem wundersamen Ereignis. Wiborada habe lediglich ein Kreuz auf die zerborstenen Hölzer gezeichnet und schon hätten sie sich wieder zusammengesetzt, wie von selbst. Ob das wirklich so war? Oder ob den Leuten wieder alte Geschichten eingefallen sind? Jene vom berühmten Arzt Asklepios zum Beispiel, der nicht nur Menschen, sondern auch Gefässe heilen konnte? Diese alten Geschichten wollten zeigen, wie heilsam das Wasser wirkt: nicht nur für die Menschen, sondern für die ganze Umwelt dazu.

Bei Wiborada ist die Wohltat des Badens auf drei Mal im Jahr beschränkt. Auf Körperpflege und Wellness ist ihr Häuschen nicht eingerichtet. Den Nachttopf kann sie einer Dienerin durchs Fenster reichen. Noch immer begleiten Kebeni und Bertherada die Klausnerin. Sie wohnen in der Nähe von St. Mangen und bringen Wiborada, was sie am nötigsten hat.

So gehen die Tage der Klausnerin dahin. Immer tiefer in die Meditation versunken. Doch noch immer steigen die Ängste in ihrer Seele auf, nehmen im Traum Fratzenbilder an. Wiborada wird in ihrer Zelle aber auch immer feinfühlicher. Sie scheint immer besser zu spüren, was in den Menschen vor sich geht. Es ist, als ob sie Antennen hätte, die nicht nur in die Herzen der Menschen, sondern auch in die Zukunft reichen. Niemand scheint die Welt besser zu verstehen als die Frau, die so abgeschieden von der Welt lebt.

Das zeigt sich im Kleinen wie im Grossen. Eine Magd vergisst einmal, den Kelch und die Schale für das heilige Brot zu reinigen. Wiborada aber, die in ihrem Häuschen mit Handarbeit beschäftigt ist, ruft die Magd zu sich und mahnt sie, die vergessene Arbeit nachzuholen. Sehr zu deren Überraschung: Woher Wiborada denn nur alles weiss!

Ein Blick in die Zukunft

Eine innige Beziehung hat Wiborada zu Gallus, der dreihundert Jahre vor ihr ins Steinachtal gezogen war, um hier seine Einsiedelei zu errichten. Ihm fühlt sich Wiborada verbunden. Auch sie hat hier ja die Einsamkeit gesucht, allerdings nicht mehr in einem Urwald, sondern nahe bei den Menschen.

Schon früher, in Konstanz, hat ihr Gallus ja im Traum einen wichtigen Rat gegeben. Nun erscheint er am Vortag des Johannes-Tages erneut. Gallus trägt das Kleid eines Priesters, tritt an den Altar und liest die Messe. Dann spricht er Wiborada an: Einige aus der Klostersgemeinschaft würden bei einer Überfahrt im Bodensee ertrinken.

Ist das ein Traum? Oder die Vision von einem Ereignis, das in der Zukunft geschehen wird? Wiborada ist unschlüssig. Soll sie die Mönche warnen? Aber würden sie ihr überhaupt glauben? Oder würden sie das Ganze für ein Hirngespinnst halten? Noch redet sie mit niemandem von solchen Traum-Bildern. Wenig später tritt aber ein, was sie voraus gesehen hat: eine Gruppe von Mönchen kentert mit dem Schiff auf dem See. Von da an weiss die Seherin, dass sie ein nächstes Mal die Mönche warnen muss.



Der Plan der Mönche

Zur Zeit, als sich Wiborada in ihrer Zelle einschliessen lässt, besucht Ulrich als junger Augsburger die St.Galler Klosterschule. Seine Eltern haben ihn hierhergeschickt, weil sie ihn auf eine erfolgreiche Karriere vorbereiten wollen, in der Politik oder in der Kirche. Ulrich ist erst zehn, als er nach St. Gallen kommt, mit achtzehn ist sein Studium abgeschlossen.

Er ist ein hervorragender Schüler, auffallend durch seine Ernsthaftigkeit und Reife. Begreiflich, dass ihn die Mönche nicht gerne heimkehren lassen. Einen Mann mit seinen Qualitäten könne man in St. Gallen gut gebrauchen. Ein paar einflussreiche Mönche laden Ulrich zu einem geheimen Treffen. Sie erzählen ihm von einer grossen Sorge: Sie betrifft die Nachfolge des derzeitigen Abtes, Salomo. Diesem ist es gelungen, dem Kloster St.Gallen seine Unabhängigkeit zu sichern. Ein nächster Abt aber müsste genau so klug und bewandert sein, um diese Unabhängigkeit zu bewahren. Zu sehr lauern Fürsten oder gar das Bistum Konstanz darauf, das Kloster St. Gallen unter ihren Einfluss zu bringen. Dies wäre doch genau eine Aufgabe für Ulrich, meinen die Mönche. Sein Vater, Hupald von Dillingen, ist ein alemannischer Graf, die Mutter Dietburga, stammt aus dem deutschen Königshaus. Die Mönche schlagen Ulrich darum vor, Mönch zu werden, ins Kloster einzutreten. Dann würden sie ihn nach dem Tod des jetzigen Abtes zu dessen Nachfolger wählen.

Ulrich tut sich schwer mit dieser Entscheidung. Darum sucht er Wiborada auf. Sie soll ihm Rat geben. Die Klausnerin hört sein Anliegen, gibt aber keine rasche Antwort. Ulrich soll drei Tage lang um einen guten Entscheid beten und dann wiederkommen. Auch Wiborada betet und denkt nach. Bis zum erneuten Treffen sieht sie Ulrichs Zukunft klar vor sich: Er werde in St.Gallen weder Mönch noch Abt werden. Doch er solle nicht traurig sein. Ihm sei ein anderer Weg bestimmt. Er werde in einer östlichen Gegend Bischof werden und eine schwere Aufgabe zu erfüllen haben. Ulrich spürt, wie sich im Gespräch mit Wiborada auch seine Gedanken und Wünsche klären. Noch schwankt er zwischen Hoffnung und Furcht. Doch er spürt, dass aus der Seherin eine tiefe Weisheit gesprochen hat.

Ulrich von Augsburg

Wie im Eingangskapitel dieser Geschichte erzählt, studierte Ulrich von Augsburg von 900 bis 908 in St. Gallen. Anschliessend zog er sich auf die elterlichen Güter zurück, 923 wurde er zum Bischof von Augsburg ernannt. Im August 955 zogen ungarische Reiterscharen durch ganz Südeuropa. Vor Augsburg trafen sie erstmals auf ernsthaften Widerstand. Die Stadt war befestigt. Die Verteidigung leitete Ulrich persönlich. Nach wenigen Tagen eilte Kaiser Otto mit einem Heer zu Hilfe. Zusammen mit den Augsburgern konnte er die Ungarn auf dem Lechfeld besiegen. Dies ist es, was Wiborada wohl als „schwere Aufgabe“ vorausgesehen hat. Ulrich war freilich ein Feldherr aus Not, nicht aus Kriegslust oder gar aus Ruhmlust. Wichtiger war ihm, dass in seinem Bistum der Glaube lebt. Vier Mal pilgerte er selber nach Rom, um sich am Grab von Petrus und Paulus auf den Ursprung des Glaubens zu besinnen.

Immer wieder dachte er aber auch an den Rat Wiboradas zurück und fühlte sich St.Gallen darum sein Leben lang verbunden. Einmal wollte er das Galluskloster mit einem besonderen Geschenk überraschen, einem grossen Fass Bozener Wein, das er von einem Ochsespann



nach St.Gallen ziehen liess. Auf der letzten hohen Brücke entgleiste jedoch das Fuhrwerk und stürzte in den Fluss. Dennoch geschah den Tieren und der Fuhre nichts. Ochsen, Wagen und Weinfass konnten heil zum Brückenkopf hochgezogen werden. Für die Mönche aber war es klar: Dieser Ulrich muss geheime Kräfte haben; anders hätte der Vorfall an der Brücke keinen so wundersamen Ausgang genommen.

Ulrich starb 973. Zwanzig Jahre nach seinem Tod wurde er heiliggesprochen. Es handelte sich um die erste offizielle Heiligsprechung durch einen Papst.

Trost für die Kindsmörderin

Wiborada gibt aber nicht nur Adelssöhnen, wie dem jungen Ulrich Rat. Sie setzt sich auch für Menschen ein, die sich in Not und Schuld verstrickt haben. So zum Beispiel für die junge Frau, die sich mit einem verheirateten Mann einlässt. Dies bleibt nicht ohne Folgen. Sie bekommt ein Kind, bringt es auf die Welt, ist aber so überfordert und verzweifelt, dass sie das Neugeborene in einem Teich ertränkt. Die Tat bleibt nicht verborgen. Die Frau wird ausgepeitscht. Zudem muss sie sich bis zum Jahresende an allen Feiertagen barfuss und mit kahl geschorenem Haupt in der Kirche von St. Mangen hinstellen. So soll sie ihre Reue bekennen. Und die Gemeinde bitten, an ihrer Reue mitzutragen.

Dies alles macht ihr die Tat mehr als bewusst. Denn als die Frist vorbei ist, möchte sie auch weiterhin Busse tun. Doch da ruft sie Wiborada zu sich und tröstet sie: Ihrem Kind gehe es im Jenseits gut. Sie habe genug gelitten, soll nun ihr Büssergewand ablegen und sich neu dem Leben zuwenden. Welche Last da von der Seele der Frau fällt!

Rachild

Wiborada hat ein Gespür, was Menschen brauchen. Und wenn's drauf ankommt, dann mischt sie sich auch ein. Zum Beispiel bei Rachild, einem Mädchen aus adeligem Hause. Dieses leidet an einer unheilbaren Krankheit. Die Eltern wissen sich nicht zu helfen. Sie hören von vorbeiziehenden Pilgern, dass Rom ein guter Platz sei. Dass es dort zuweilen überraschende Heilungen gebe. Also schicken sich die Eltern Rachilds an, eine Romreise vorzubereiten. Wiborada hört vom Vorhaben, sendet einen Boten zu Rachild und ihren Eltern und lädt sie zum Gespräch ein. Wiborada rät der Familie eindringlich von der Romreise ab. Sie selber hat ja erlebt, was die Strapazen einer Alpenüberquerung bedeuten. Wiborada weiss einen besseren Weg. Sie lädt Rachild ein, in St.Gallen zu bleiben, in der Nähe ihrer Klausen ein Häuschen zu beziehen. Täglich erscheint nun Rachild am Fensterchen der Klausnerin. Wiborada hört dem Mädchen lange zu. Erstmals kann es richtig ausreden, von seiner Scheu erzählen, vom Durcheinander seiner Gefühle, von der Angst, erwachsen zu werden. All das, was es bisher noch niemandem anvertrauen konnte. Wie ein Brunnen sprudelt es aus dem Mädchen hervor. Und plötzlich ist auch seine Krankheit wie weggeblasen. Wiborada ist ihr zu jener Freundin geworden, die sie solange gesucht hat.

Das alles spielt sich um das Jahr 920 ab. Es ist eine unruhige Zeit. Wieder einmal rüsten machthungrige Fürsten zum Krieg. Darum tauchen auch bald schon die Eltern Rachilds auf, um das



Mädchen heim zu holen, an einen sicheren Ort. In der Nacht hat Wiborada wiederum ein Traumgesicht. Sie sieht wie Rachild durch alle angekündigten kriegerischen Wirren heil hindurchgeht. Nein, für das Mädchen wäre es besser, in St. Gallen zu bleiben.

Die Eltern beugen sich dem Rat Wiboradas und dem Wunsch ihrer Tochter. Diese will auch ein Leben wie Wiborada führen, sich ebenfalls in einer Zelle einschliessen lassen.

Doch bevor es soweit ist, erkrankt sie erneut. Wie gelähmt liegt sie auf ihrem Lager. Keinen Schritt kann sie mehr gehen. Und jetzt sind auch die vielen Fragen wieder da: Hat sie sich verrannt? Ist das abgeschiedene Leben bei St. Mangen vielleicht doch nicht das Richtige? Soll sie sich doch wieder der Welt zuwenden? Wiborada hört von den Schwierigkeiten, in die Rachild geraten ist. Sie schickt dem Mädchen ihren Stab und fordert es auf, zur Klausen zu kommen. Rachild, die beinahe Gelähmte, fasst den Stock Wiboradas. Mehr noch: Sie fasst auch Vertrauen. Langsam richtet sie sich auf, stützt sich auf den Stock, beginnt zu gehen, erst nur zögerlich, einen Schritt nach dem andern, dann immer beherzter. Und als sie bei Wiborada ankommt, fühlt sie sich bereits geheilt.

Natürlich dankt sie Wiborada nun überschwänglich. Doch diese wehrt ab: „Das Vertrauen hat dich gesund gemacht.“

Nun spürt Rachild, welche Kraft in ihr steckt, wie das Vertrauen die Angst überwindet. Eigentlich bräuchte sie nun keinen Stab mehr. Dennoch bittet sie Wiborada, ihn behalten zu dürfen; er soll sie durchs Leben begleiten. Nach Rachilds Tod soll er zu Wiborada zurückkehren; in ihre Zelle oder auf ihr Grab.

Der wundersame Stab

Die Geschichte von einem wundersamen Stab wird auch von anderen Heiligen erzählt. Gut möglich, dass da einfach ein Stück aus einer anderen Biografie in Wiboradas Lebensgeschichte eingeflossen ist. Es gibt auch manche Heilungs-Geschichte, die sowohl von Wiborada als auch von anderen Heiligen erzählt wird. Das heisst aber nicht, dass sie ins Märchenbuch gehören. Diese Wunderberichte zeigen vielmehr, wie schwer es im frühen Mittelalter leidende Menschen hatten. Es fehlte an Krankenhäusern und an wirksamen Medikamenten. Die Menschen wussten in ihrer Not nichts anderes, als die Gräber der Heiligen aufzusuchen und bei ihnen um Heilung zu bitten. Es gab damals wohl hunderte von leidenden Menschen, die Wiborada um Hilfe angefleht haben. Solange sie lebte, suchten sie ihre Zelle auf. Nach ihrem Tod pilgerten sie zu ihrem Grab.



Burchard

In der Beziehung zu Rachild zeigt Wiborada ihre sanfte, mütterliche Seite. Doch sie kann auch anders auftreten, selbstbewusst und unerschrocken. Wie eine Adelstochter eben. Das bekommt Herzog Burchard von Schwaben zu spüren. Wiederum ist es Gallus, der Wiborada im Traum erscheint. Er trägt zerschlissene und schmutzige Kleider. Bestürzt fragt ihn die Klausnerin, wer ihn so schändlich zugerichtet habe. Traurig weist Gallus auf Burchard von Schwaben hin. Dieser habe Güter, die der Kirche gehören, an sich gerissen. Und zudem habe er ein prachtvolles goldenes Kreuz geraubt.

Kurze Zeit später sucht Burchard das Galluskloster auf. Wiborada lässt ihn rufen. Und obwohl er ein hoher Herr ist, kommt er ihrer Aufforderung nach.

Eine wenig erfreuliche Unterhaltung bahnt sich an.

Rau und barsch fährt ihn Wiborada an: „Was unterstehst du dich! Wie kannst du nur das goldene Kreuz rauben!“

„Ich habe es nicht geraubt“, verteidigt sich Burchard, „die Mönche haben es als Geschenk angeboten; ganz gewiss bei meinem letzten Besuch.“

„Besuch?“ spottet Wiborada. „Das nennst du Besuch, wenn du mit deiner Truppe vor dem Kloster auftauchst? Wenn du dich und deine Männer von den armen Mönchen füttern lässt? Und wenn du ihnen den Wink gibst, dich ja nicht ohne Geschenk ziehen zu lassen?“

Für eine Weile bleibt Burchard die Sprache weg. So wurde er noch nie abgekanzelt. Dennoch sucht er sich zu verteidigen: „Nicht aus Habsucht habe ich das Geschenk angenommen. Ich muss meine Leute doch auch entlohnen. Ein bisschen Steuern könnten die Mönche ja auch zahlen.“

Doch Wiborada lässt sich nicht beeindrucken: „Auch bei diesem Besuch zittern die Mönche vor dir. Und wiederum werden sie dir kostbare Gefässe anbieten. Doch ich warne dich: Nimm sie nicht an! Sonst hast du dein Leben bald verwirkt.“

Burchard ist kleinlaut geworden. „Ja“, sagt er, „du hast wohl recht; diesmal nehme ich das Geschenk nicht an.“

Doch kaum hat er sich aus dem Umkreis Wiboradas entfernt, ist er wieder der Alte. Und als die Mönche ihm einen wundervoll gearbeiteten Kelch und eine Hostienschale anbieten, greift er gierig zu.

Ganz hat er das Gespräch mit Wiborada nicht vergessen. Er scheint nämlich über das „Geschenk“ nicht richtig froh zu werden. Wenige Monate später wird er mit seinen Soldaten zu einem Feldzug gerufen. Er führt nach Italien. Burchard wird also lange wegbleiben. Darum erzählt er seiner Frau von der Weissagung Wiboradas: „Wenn etwas mit mir geschehen sollte, musst Du Kelch und Hostienschale dem Kloster zurückgeben.“ Kaum hat er die Alpen überwunden, befindet er sich im Feindesland. Er wird angegriffen und fällt. Eilboten melden die Nachricht von seinem Tod nach



Schwaben. Tatsächlich bringt Burchards Frau nun die Güter ins Kloster zurück, tauscht aber noch rasch die kostbare Hostienschale mit einer einfachen aus. Die Habgier hat auch die Herzogin im Griff.

Burchard, ein Leben mit dem Schwert

Der Mönch, der die Lebensgeschichte Wiboradas aufgeschrieben hat, lässt an Herzog Burchard (883 – 926) keinen guten Faden. Er wird als habgierig und unbelehrbar geschildert. Das ist er gewiss, doch nicht nur aus eigener Schuld. In seinem Leben reiht sich ein Kampf an den andern. 911 wird sein Vater hingerichtet. Burchard flieht mit seiner Frau Reglinda nach Italien. Drei Jahre später kehrt er aus dem Exil zurück, um gleich von weiteren Wirren eingeholt zu werden. Sie bringen ihm zwar das Herzogtum Schwaben, doch an seinen Händen klebt Blut. 919 siegt er in der Schlacht bei Winterthur über Rudolf II., den Herzog von Burgund. Was ihn nicht hindert, diesem drei Jahre später seine Tochter Berta zur Frau zu geben. Im Gefolge Rudolfs nimmt er denn auch am verhängnisvollen Feldzug nach Italien teil. Burchard stirbt am 29. April vor Novara. Zwei Tage später wird diesseits der Alpen Wiborada von den Ungarn erschlagen.

Der Blick in die Zukunft

925/926 sind auch Schicksalsjahre für Wiborada und das Galluskloster. Kurz nach der Sommersonnenwende von 925 sitzt Wiborada in ihrer Zelle, das aufgeschlagene Psalmbuch vor sich. Plötzlich schliesst sich das Buch wie von selbst, das Haupt der Klausnerin sinkt auf dessen Deckel, vom Schlaf übermannt. In diesem kurzen, tiefen Schlaf hat sie einen Traum, der sie in die Zukunft schauen lässt. Sie sieht, wie ungarische Reiter das Kloster überfallen und ausrauben. Und sie sieht auch, dass sie selber getötet wird. Das alles liegt ihr ganz klar vor Augen. Und selbst das Datum des Überfalls wird ihr gezeigt: der 1. Mai des folgenden Jahres.

Der Traum gibt Wiborada lange zu schaffen. Aus alten Büchern kennt sie die Geschichte von frühen Christen, wie tapfer diese waren, wie mutig sie zu ihrem Glauben standen. Manche wurden sogar wegen ihrer Überzeugung getötet und darum von ihren Glaubensgenossen besonders verehrt. Man nennt sie Märtyrer, Zeugen, und ist überzeugt, dass es heilige Menschen sein müssen. Das alles weiss Wiborada nur zu gut, darum erschrickt sie nicht, als sie im Traum ihren Tod vor Augen sieht. Wenn heidnische Ungarn sie erschlagen, dann wäre sie ja auch eine Märtyrin.

Ob sie sich bei diesem Gedanken etwas geschmeichelt fühlt? Ein solcher Tod hat für sie jedenfalls keinen grossen Schrecken. Und doch ist Wiborada besorgt. Es geht ja nicht nur um sie, sondern um alle Frauen und Männer, die mit ihr in St.Gallen wohnen. Was werden sie beim Überfall durch die Ungarn erleiden? Was wird aus dem Kloster werden? Und wie wird es den kostbaren Büchern ergehen?

Noch spricht Wiborada mit niemandem von ihrem Traum. Sie lässt einige Tage verstreichen. Gedanken jagen in ihrem Kopf hin und her. Soll sie von ihrem Traum erzählen? Muss sie es sogar?



Was ist, wenn sie es tut? Wird sie die Menschen in Angst versetzen, eine Panik auslösen? Oder riskiert sie, dass man ihr gar nicht glaubt? Und wie würde sie erst dastehen, wenn die Ungarn gar nicht kämen? Würde man sie dann nicht als Spinnerin betrachten? Als eine Frau, die sich gerne als Stimme Gottes aufspielt?

Schliesslich erinnert sich Wiborada, wie sie einmal einen Traum für sich behalten hat, damals, als sie sah, wie Mönche auf dem Bodensee untergingen. Nein, diesmal wird sie es wagen. Sie wird reden, warnen, Alarm schlagen. So bittet sie denn ihre Dienerinnen, Waltram zu ihr zu schicken. Es ist ein alter, ehrwürdiger Mönch, eine Autorität im Kloster. Ihm berichtet Wiborada, was sie gesehen hat. Sie beschwört ihn, der ganzen Klostergemeinschaft davon zu erzählen. Und nicht nur ihnen: Die Kunde vom drohenden Überfall soll alle Menschen in der Umgebung erreichen. Und auch sie selbst werde alle Besucherinnen und Besucher darüber informieren.

Das Kloster rüstet sich

Langsam neigt sich das Jahr 925 zum Ende. Noch deutet nichts auf die angesagte Gefahr hin. Doch plötzlich berichten durchreisende Pilger von den neusten Gerüchten: Ungarische Horden seien daran, ganz Bayern zu überfluten. Das könnte ein Warnzeichen sein. Ein Anlass, sich auf die Gefahr vorzubereiten, Fluchtpläne zu entwerfen, Schutzorte zu suchen, Wertgegenstände in Sicherheit zu bringen. Doch in St.Gallen geschieht vorläufig nichts dergleichen. Es ist genauso, wie Wiborada befürchtet hat. Man schenkt ihrem Traum keinen Glauben.

Das ändert sich erst, als Flüchtlinge aus dem Allgäu in St.Gallen eintreffen. Aufgeregt berichten sie, dass die Ungarn in ihrer Heimat eingedrungen seien und ein Dorf nach dem andern in Brand steckten. Bald würden sie das Ufer des Bodensees erreichen. Später können vom Freudenberg aus bereits Rauchschwaden sehen, die jenseits des Sees gegen den Himmel aufsteigen. Das aber überzeugt nun auch die letzten Zweifler.

Gut, dass St.Gallen damals mit Engilbert einen klugen und tapferen Abt hatte. Anders als die meisten bezweifelt er nicht, dass Wiborada mit ihrer Vision Recht hat. Doch er will die Bevölkerung nicht beunruhigen. Darum trifft er die Vorbereitungen im Geheimen und weht nur seine engsten Vertrauten ein. Als erstes wird die Waffenkammer aufgerüstet, werden Wurfspiesse geschmiedet, Speere und Knüppel im Feuer gehärtet, Schleudern angefertigt und Weidenkörbe in Schilder verwandelt. Der Abt hat zwar den Plan, die Bevölkerung und die Klostergemeinschaft an einen sichern Ort zu bringen. Aber für den Notfall möchte man doch ein paar Waffen zur Verfügung haben.

Wichtiger ist darum die Vorbereitung der Evakuierung. Idealer Platz für eine Fluchtburg ist die Sitterschlaufe, die sich acht Kilometer nördlich von St.Gallen befindet, ganz in der Nähe der Wannibrugg. Auf drei Seiten ist man hier vom Fluss geschützt, auf der vierten wird ein Wall errichtet. Auf dem Hügel, der sich in der Mitte der Flussschlaufe befindet, werden in aller Eile schützende Mauern in die Höhe gezogen.

Evakuierung

Der Winter 925/926 bringt eine willkommene Atempause. In dieser Zeit können die Ungarn mit ihren Reiterhorden nichts ausrichten. Ihre Pferde finden auf den kargen Steppen ihrer Heimat kaum Futter



und magern ab. Doch mit dem anbrechenden Frühling steigt die Gefahr. Die Pferde werden aufgefüttert, sind bald wieder bei Kräften.

St.Gallen beginnt mit der Evakuierung. Die Klosterbibliothek wird dem Kloster Reichenau anvertraut. Als Insel ist man dort sicher vor den Ungarn, weil diese sich mit Booten nicht auskennen. Sie wissen nicht wie man diese lenkt und schon gar nicht, wie man solche baut. Die Kinder und alten Leute lässt der Abt nach Wasserburg bei Lindau bringen, ebenfalls ein sicherer Insel-Platz.

Die Mönche, Knechte und Mägde bleiben vorläufig noch im Kloster, schicken allerdings Späher aus, um vor Überraschungen sicher zu sein. Noch immer glauben viele Mönche, dass Wiborada mit ihrer Vision übertrieben habe. Doch da sprengt plötzlich ein ausgesandter Späher auf seinem Pferd heran. Er meldet aufgeregt, dass er Ungarn im Raum Rorschach gesehen habe. Höchste Zeit, sich in Sicherheit zu bringen.

Und Wiborada? Wird sie sich der Flucht anschliessen? Sie, die versprochen hat, bis zum Tod eingeschlossen in ihrer Zelle zu leben? Der Abt weiss, dass es nicht leicht sein werde, Wiborada zu überzeugen. Darum schickt er elf angesehenen Mönche zu ihr. Dies müsste doch Eindruck machen, denkt Abt Engilbert.

Wiborada hört den Mönchen denn auch aufmerksam zu. Diese haben zwei Argumente, denen sich auch die Klausnerin nicht einfach verschliessen kann. Das erste heisst: Der Abt wünscht ausdrücklich, dass sie sich in Sicherheit bringt. Muss Wiborada da nicht gehorchen? Hat sie der kirchlichen Obrigkeit denn nicht Gehorsam versprochen? Und auch das zweite Argument kann sie nicht kalt lassen: „Wir brauchen dich weiterhin“, lässt ihr der Abt ausrichten; „und zwar nicht als tote Märtyrin, sondern als lebendige Ratgeberin und Beterin. Die ganze Bevölkerung ist auf deinen Rat und auf deine Gebete angewiesen.“

Wiborada ist nicht stur. Sie braucht Zeit, sich das alles nochmals durch den Kopf gehen zu lassen. Sie bittet um einen Aufschub. Am andern Tag wolle sie mit dem Abt persönlich reden.

Fliehen oder Bleiben?

In der Woche nach dem 30. April 926 erlebt St.Gallen eine der wohl dramatischsten Zeiten seiner Geschichte. Am Morgen des 30. April eilt der Abt zur Zelle Wiboradas, um sie endgültig von der Flucht zu überzeugen.

Doch gleich als er vor ihr Fenster tritt, spürt er, dass die Klausnerin einen anderen Entscheid gefasst hat. Tränen schiessen Engilbert in die Augen: „Warum kommst du nicht mit? Jetzt wo wir doch deine Gebete und deinen Rat so sehr brauchen? Weißt du nicht, wie sehr uns deine Anwesenheit Mut machen würde?“

Wiborada lässt das nicht kalt, weder die Worte, noch die Tränen des Abtes. Erschüttert antwortet sie: „Warum, ehrwürdiger Vater, machst du mich so traurig? Warum verlangst du von mir Gehorsam, jetzt, wo mein Leben so nahe vor seinem Ziel steht? Ich habe versprochen, meine kleine Klausur niemals zu verlassen. Das ist mein Weg. Darf ich ihn nicht zu Ende gehen?“



Ein bewegendes Gespräch. Wiborada erkennt, dass sie ihrer inneren Stimme folgen muss. Auch wenn die Menschen rund um sie herum anders denken. Selbst wenn ihr Vorgesetzter etwas anderes verlangt. Bewegt ist auch Engilbert. Er spürt, dass seine Macht als Abt begrenzt ist. Er kann den Menschen nicht befehlen; er muss sie wie ein Vater führen. Und das heisst: sie auch loslassen können. Er spürt, dass Wiborada überzeugt ist, dem Willen Gottes zu folgen.

Darum empfindet er ihre Weigerung nicht als Ungehorsam. Er reagiert nicht verärgert, sondern mit Respekt. „Verzeihung“, sagt er, „dass ich dich mit meinen Worten so stark bedrängt habe.“

Bevor der Abt sie verlässt, wendet er sich nochmals an Wiborada als Ratgeberin: „Was sollen wir jetzt tun? Was rätst du uns?“ „Vater“, antwortet sie, „verliere keine Zeit! Unternimm alles, um die Menschen zu retten, die dir anvertraut sind. Lass alles, was noch im Kloster zurückgeblieben ist, heute noch und in der kommenden Nacht auf die Fluchtburg bringen. Es gibt keinen Zweifel, morgen schon wird dieses Tal von Feinden erfüllt sein.“

Der Abt eilt zum Kloster zurück. Überstürzt wird nun der Kirchenschatz auf die Tragsattel der Pferde geladen; so rasch, dass eine Kostbarkeit, Otmars Hostiengefäss im Kloster vergessen bleibt. Dann bricht man gemeinsam auf, auf der Konstanzer Strasse über Rotmonten zur Sitter hinunter und ihr entlang bis man das Kastell aus der Flussschleife herausragen sieht.

Abt Engilbert ist nicht der einzige, der an diesem ereignisvollen Tag die Zelle Wiboradas besucht. Wie schon bei der letzten Kriegsgefahr treffen auch diesmal die Eltern Rachilds ein, die ganz in der Nähe als eingeschlossene Nonne lebt. Sie möchten ihre Tochter aus der Zelle holen und an einen sicheren Ort bringen.

Doch was heisst Sicherheit in so kriegerischen Zeiten? Ist eine Burg sicherer als der Schutz Gottes? „Habt keine Sorge“, sagt Wiborada den verängstigten Eltern“, „ich weiss, dass eurer Tochter nichts geschehen wird. Sie wird euch noch lange als Trösterin und Ratgeberin erhalten bleiben.“ Das wirkt so überzeugend, dass die Eltern auch diesmal Mut fassen. Wie Abt Engilbert müssen auch sie loslassen. Sie kennen zwar die Gefahr, die ihrer Tochter droht. Sie spüren aber auch, dass es noch einen andern Schutz gibt, als den der Eltern. Tatsächlich wird das kleine Häuschen der Rachild von den bald schon einbrechenden Ungarn nicht heimgesucht. Vielleicht haben sie es gar nicht gesehen oder sie schenken ihm wegen seiner Kleinheit keine Beachtung.

Ein Schicksalstag

Der 1. Mai 926 bricht an. Noch immer gibt es einzelne, die sich in der Nähe des Klosters aufhalten. Da galoppiert ein Späher heran, der den Ungarn beinahe in die Hände gefallen wäre. Nur weil er ein so schnelles Pferd hat, kommt er ihnen davon. „Flieht, ihr Unglücklichen, flieht!“ ruft er von weitem, „nun sind sie da, die Feinde, von denen ihr nicht glauben wolltet, dass sie kämen!“

Hals über Kopf machen sich nun auch die letzten der Verbliebenen davon, schlagen sich in die nächsten Wälder, suchen sich dort zu verbergen.

Auch Hitto, Wiboradas Bruder, gehört zu denen, die bis zuletzt geblieben sind. Er ringt mit sich. Soll er überhaupt fliehen? Darf er das nun, da seine Schwester sich entschlossen hat zu bleiben? Doch



Wiborada will jetzt niemand an ihrer Seite. Wie früher schon, muss sie auch jetzt dem Bruder sagen, was er tun soll. Sie befiehlt ihm, zu fliehen.

Hitto erwischt gerade noch den letztmöglichen Augenblick. Denn kaum ist er im nahen Wald verschwunden, tauchen schon einige Ungarn auf, suchen die Gegend ab, legen Feuer an Häuser und Ställe. Schliesslich wollen sie auch die Kirche St. Mangen anzünden, an die die Klause Wiboradas angebaut ist. Bereits ist der Brand gelegt. Doch wie durch ein Wunder geht das Feuer gleich wieder aus.

Die feindliche Horde ist gereizt. Denn nirgendwo haben sie bisher etwas Kostbares gefunden. Umso mehr fällt ihnen auf, dass das Häuschen neben der Kirche keinen Zugang hat. Das muss das Schatzhaus sein, denken sie. Und weil sie keine Türe finden, steigen zwei aufs Dach, decken die Ziegel ab und lassen sich in den Raum hinuntergleiten. Die ganze Zeit steht Wiborada still vor ihrem kleinen Altar und betet. Die Ungarn schieben sie grob zur Seite, suchen vergeblich nach einem versteckten Schatz. Ob sie Gold und Silber unter ihren Kleidern verborgen hat? In ihrer Wut und Gier reissen sie ihr die Kleider vom Leib, nur das kratzige, härene Busskleid lassen sie übrig. Als sie immer noch nichts finden, holen sie mit ihren Streitäxten aus, lassen drei Schläge auf Wiboradas Kopf niedersausen und machen sich davon. Wiborada liegt zusammengesunken am Boden, Blut strömt aus den Wunden, über ihr Kleid, über ihren Leib. Noch ist sie nicht tot. Es dauert bis zum andern Tag, bis sie ihr Leben aushaucht.

Ins Grab gelegt

Kurz nach Wiboradas Tod schleicht sich Hitto vorsichtig an die Klause heran. Er hatte sich nicht weit von der Klause entfernt versteckt, hat ohnmächtig mitangesehen, wie die beiden Ungarn durch das Dach in die Zelle der Schwester gestiegen sind. Nun trifft er das an, was er befürchtet hat. Wiborada ist tot.

Rasch fasst er den Entschluss, ein Grab auszuheben und den Leichnam hineinzulegen. Er fürchtet, dass die Barbaren zurückkommen, die Hütte anzünden und mit ihr auch Wiboradas Leib verbrennen. Doch Rachild, die in ihrem Häuschen unentdeckt geblieben ist, hindert ihn daran: Wiborada soll nicht verscharrt, sondern feierlich bestattet werden. Und dies im Beisein der ganzen Mönchsgemeinschaft. Darum macht sich Hitto jetzt auf, um dem Abt über die Lage in St. Gallen zu berichten. Noch aber will Engilbert zuwarten. Täglich schickt er Späher aus. Endlich scheinen die Ungarn in weiter Ferne zu sein. Keine Gefahr mehr, dass sie zurückkämen. Acht Tage nach dem Überfall ziehen Mönche, Knechte, Mägde mit Lasttieren und allen geretteten Gegenständen zum Kloster zurück. Hitto aber ist schon Tage zuvor zurückgekehrt. Zusammen mit einigen Klosterbrüdern und Wiboradas Dienerin bricht er eine Türe in die Klause, in der Wiboradas Leichnam liegt.

Hitto stimmt das Totengebet an. Dann ziehen sie das von Blut starr gewordene Bussgewand von ihrem Leib. Achtsam waschen sie den Leichnam. Sie sehen, wie sehr das ständige Fasten Wiboradas Leib ausgezehrt hat. Wie verdorrt sehen die Glieder aus. Doch die Wunden am Haupt scheinen plötzlich wie geschlossen. Und auch die Füsse, die vom Frost verstümmelt waren, wirken wieder wie heil. Nur die Narben um ihre Lenden verraten, dass sie ihr Leben lang eine Kette um den Leib getragen hat. Am Tag, als die Feinde kamen, hat Wiborada die Kette ab- und neben den Altar gelegt.



Doch nun legen sie die Mönche neben den Leichnam in den Sarg. Sie geben Wiborada gleich neben Kirche und Klausen ein Grab.

Bevor sie den Sarg schliessen, schauen sie nochmals auf Wiboradas Gesicht. Es ist wie verwandelt, scheint von einer fast engelhaften Röte überglänzt, als ob sie gerade lächeln wollte.

Wenig später will Wiboradas Dienerin, Kebeni, in der Nacht das Grab aufsuchen, um dort zu beten. Doch bevor sie zum Grab kommt, bleibt sie verblüfft stehen. In und um die Klausen strahlt ein glänzend helles Licht. Die Dienerin wagt nicht mehr weiterzugehen. Sie kniet hin, betet, spürt wie das Licht tröstet und wärmt. So bleibt sie regungslos auf den Knien, bis sich die Lichterscheinung langsam zurückzieht. Doch für die Kebeni wird sie nie mehr erlöschen.

Wilde Horden?

Der Einfall der Ungarn ist in St. Gallen genau beschrieben worden. Besonders auch, weil ihm Wiborada zum Opfer fiel. Diese detaillierten Berichte bilden eine wichtige Quelle für die ungarische Frühgeschichte. In jedem ungarischen Schulbuch zur Geschichte kommt darum St. Gallen vor.

Doch was steckt genau hinter den Streifzügen ungarischer Reitertruppen, die vom 9. bis 11. Jahrhundert regelmässig über Mitteleuropa herfielen? Waren das einfach unzivilisierte Horden, die durch die Lande zogen. Mordeten und brandschatzten sie aus reiner Lust? In den St. Galler Quellen wird das so dargestellt; „wilde Teufel“ werden sie da genannt.

Doch aus ungarischer Sicht sieht das etwas anders aus. Die Quellen verweisen darauf, dass auch den Ungarn übel mitgespielt wurde. So liest man selbst in der St. Galler Chronik auf das Jahr 902 den folgenden Eintrag: „Die Ungarn sind von den Bayern zu einem Gastmahl eingeladen worden; dabei wurde ihr König Chussol samt vielen anderen niedergemacht.“

Grausamkeiten gibt es also auf beiden Seiten. Die Einfälle der Ungarn haben zudem einen plausiblen Grund. Das Land, das sie bewohnten, ist völlig eben und zudem aussergewöhnlich fruchtbar. Ein Land, auf das manche europäische Herrscher ein gieriges Auge geworfen haben. Wie soll man ein so begehrtes Land verteidigen? Die Ungarn entschlossen sich zu einer Vorwärts-Strategie, zu Präventiv-Schlägen. Durch ihre regelmässigen Einfälle in Mitteleuropa wollen sie so viel Schrecken verbreiten, dass niemand Lust bekommt, in ihr Land einzudringen.

Auch bei ihrem Überfall auf St. Gallen erweisen sie sich nicht einfach bloss als mordlustige Horde. Das zeigt sich daran, wie sie den Mönch Heribald behandeln. Dieser ist nicht ganz richtig im Kopf, einfältig und beschränkt in seinem Verhalten. Er weigert sich, zusammen mit den andern zu fliehen. Nicht einmal mit Gewalt lässt er sich auf einen Karren ziehen. So bleibt er im Kloster zurück, steht lächelnd da, als die Ungarn herangaloppieren. Der Hauptmann wundert sich, lässt Heribald durch einen Dolmetscher ausfragen. Doch dieser merkt bald, dass der Mönch offensichtlich närrisch ist. Also lassen ihn die Ungarn leben, geben ihm gar von den



Fleischstücken, die sie am offenen Feuer grillieren. Und Heribald erzählt später begeistert, dass er noch nie so satt geworden sei.

So närrisch er auch ist, er kann später genau beschreiben, wie er den Abend am Lagerfeuer der Ungarn erlebt hat. So stammt von ihm der erste historische Bericht von einem Säbeltanz. Auf Heribalds Bitte hin wurden auch die zwei Weinfässer verschont, die im Klosterkeller lagern. Das verwunderte auch Abt Engilbert; es passte gar nicht so richtig ins Bild einer wilden Horde.

Heiliggesprochen dank starker Frauen

Wiborada ist die erste Frau, die von einem Papst heiliggesprochen wurde. In früheren Jahrhunderten waren es einfach die Märtyrinnen, die als Heilige verehrt wurden. Päpstliche Heiligsprechungsverfahren aber gibt es erst seit dem 10. Jahrhundert. Der erste der „offiziellen“ Heiligen ist, wie erwähnt, Ulrich von Augsburg.

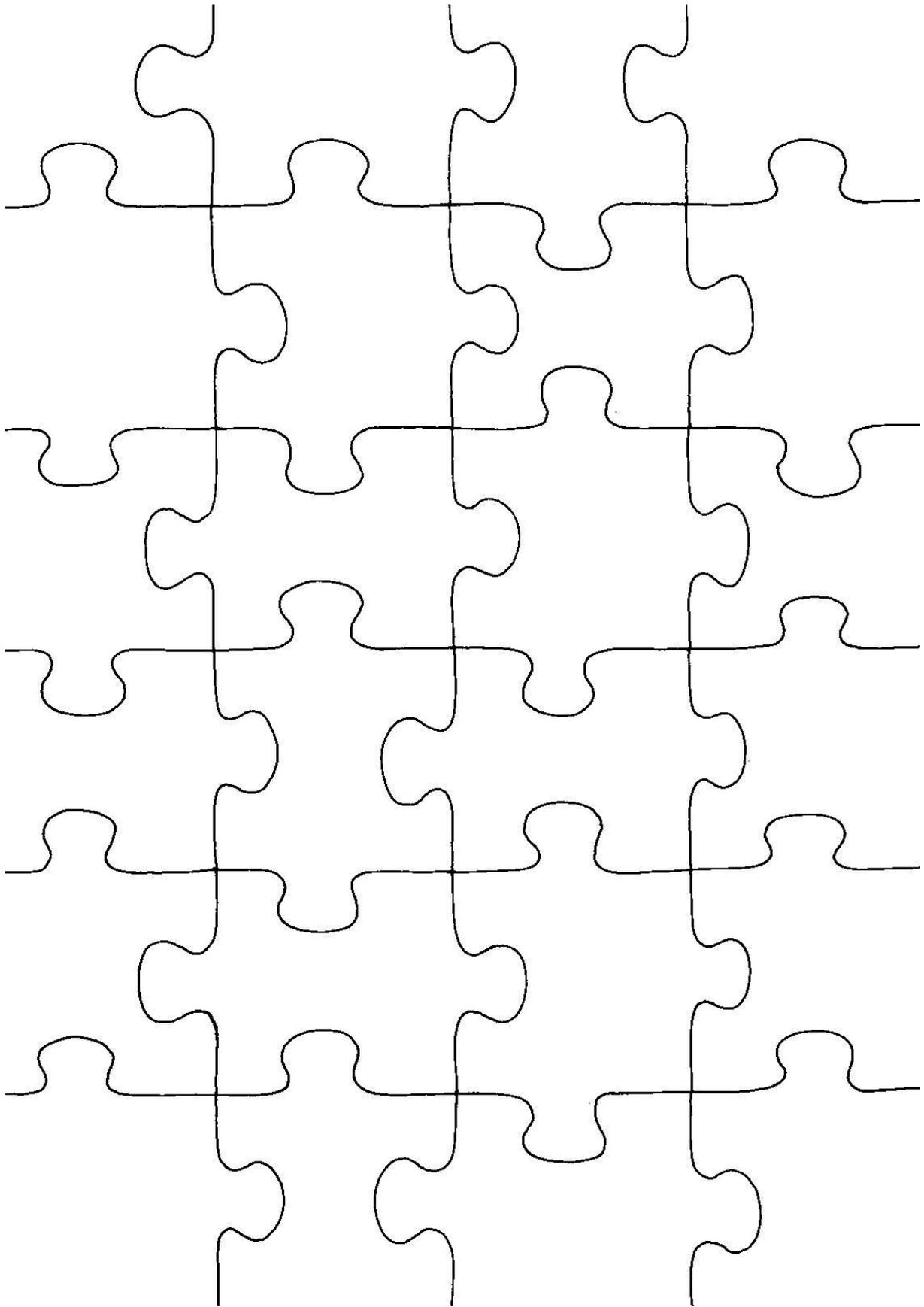
Die Heiligsprechung Wiboradas ist mit dramatischen Umständen verbunden. Im Jahr 1046 zieht Heinrich II. nach Rom, um sich zum Kaiser krönen zu lassen. Doch was er in Rom antrifft, ist wenig erfreulich. Um den Papstthron ist wieder einmal ein Machtkampf entbrannt; dem aktuellen Papst wird vorgeworfen, sein Amt gekauft zu haben. Von einer so zwielichtigen Gestalt aber kann sich Heinrich nicht krönen lassen. Darum muss er im Vatikan erst Ordnung schaffen. Er schickt den Papst in die Wüste, sorgt dafür, dass ein integrierter Bischof, Suidger von Bamberg zum Papst gewählt wird.

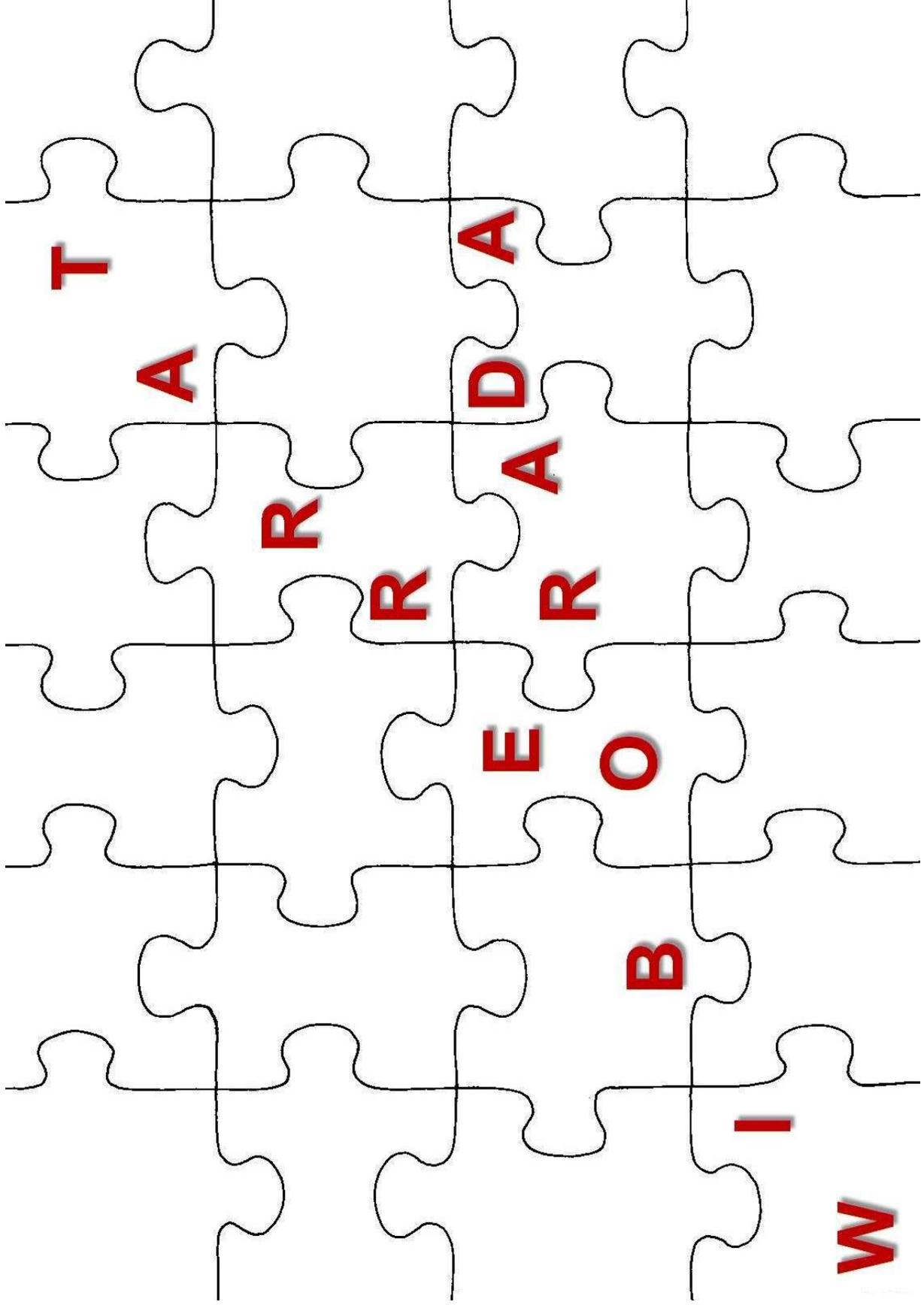
Dieser nimmt den Namen Clemens II. an. Zu den ersten Amtshandlungen gehört nicht nur die Kaiserkrönung, sondern auch die Heiligsprechung Wiboradas. Dies ist ein besonderes Anliegen, nicht nur Heinrichs, sondern auch seiner Frau, Agnes von Poitou, und seiner kurz zuvor verstorbenen Mutter, der Kaiserin Gisela. Am Hof der Salier-Kaiser haben Frauen eine wichtige, starke Stimme. In Wiborada erhalten sie eine Patronin.

Josef Osterwalder

Quelle:

www.fakaru.ch/service/ru-unterlagen-zu-ganz-schoen-heilig/wiborada





T

A

R

R

E

B

I

W

A

R

R

E

B

I

W

T

A

R

R

E

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

A

R

O

B

I

W

A

M9 Wiborada in St. Mangen

